

1. Gz.
Tad

Würt.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART

JULI-SEPT. 1971
HEFT 3

20692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
22. Jahrgang Heft 3
Juli-September 1971

Herausgegeben
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,
Helmut Dölker, Peter Haag, Willy Leygraf,
Helmut Schönamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 16.– zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 5.–. – Diese Preise enthalten 5,5 % MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 12–16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart, Urbanstraße 12–16; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund).

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelfoto:

Heimat heute – das beherrschende Thema der letzten Wochen – ist auch das Gewirr der Altdachdächer von Tübingen. In diesem Heft steht das Thema der erhaltenden Stadtkernerneuerung zur Diskussion, Fragen der Sanierung werden behandelt. Das Bild sollte uns nachdenklich machen: was haben wir zu tun, damit hier einmal gültige Lösungen gefunden werden?

(Aufnahme Hell)

Inhalt

Zu diesem Heft	137
Ist Naturschutz Umweltschutz?	138
Von OSWALD RATHFELDER	
Erhaltende Stadtkernerneuerung	141
Von PETER BREITLING	
Möglichkeiten und Formen der Stadt- und Dorfsanierung	152
Von JOACHIM VEIL	
Kunst und Städtebau	164
Interview mit OTTO HERBERT HAJEK	
HENRI ARNAUD zum 250. Geburtstag	167
Von THEO KIEFNER	
Leser-Forum	175
Der Vulkanismus der mittleren Schwäbischen Alb und seine magnetische Erforschung ..	177
Von OTTO MÄUSSNEST	
Buchbesprechungen	186
Die Verfasser des Heftes 1971/3	191
Mitteilungen	192

Zu diesem Heft

«Wir hatten Anlaß, die Zerstörung unserer Städte zu beklagen – und dann die Formen des Wiederaufbaus; wir haben gegenwärtig Anlaß, die Zerstörung der an die Städte grenzenden Landschaften zu beklagen – und haben wenig Hoffnung, daß diese Schäden wieder gutzumachen sind». Dieser an und für sich in seinem Pessimismus schreckliche Satz ALEXANDER MITSCHERLICHs steht in unserem Leitartikel, in dem OSWALD RATHFELDER Begriffe faßt und klärt, die in unserer Zeit einer ohnedies oft heillosen Begriffsverwirrung durcheinandergewürfelt werden: Naturschutz, Umweltschutz, Landschaftspflege, kurz: *Heimat* heute und morgen.

An dieses Grundsatzreferat schließen Aufsätze zu Bau- und Sanierungsfragen an, so daß wir diesem Heft den Schwerpunkt nach der Aktualität gegenwarts- und zukunftsbezogener Baufragen zuerkennen dürfen. Der Aufsatz von PETER BREITLING wird dem in diesen Fragen weniger beschlagenen Leser eine gewisse Arbeit bei der Lektüre abverlangen, doch sind hier zentrale Fragen angesprochen, die wir ohne tieferes Ein- und Vordringen einfach nicht bewältigen können. Probleme, die jeden Bürger und jede Gemeinde angehen, weil sie niemand verschonen, behandelt JOACHIM VEIL, der alle Konsequenzen, die sich daraus ergeben, aufzeigt. In den kommenden Heften soll dieser jetzt gesponnene Faden nicht abreißen, sondern weiter im Gewebe wirken.

Vulkanismus der mittleren Schwäbischen Alb und HENRI ARNAUD – diese Themen umgreifen Landschafts- und Landesgeschichte. Das «aktuelle Interview» – eine Neuerung, die in lockerer Folge weitergeführt wird – haben wir in Zusammenhang mit unserem Städtebauthema mit OTTO HERBERT HAJEK geführt. Das Gespräch mit dem Leser ist in Gang gekommen: das «Leser-Forum» bringt Auszüge aus Lesermeinungen und in einigen Fällen die notwendige Antwort der Redaktion.

Das nächste Heft 1971/4 wird hauptsächlich dem Andenken JOHANNES KEPLERS aus Anlaß seines 400. Geburtstages vorbehalten sein; Heft 1972/3 soll dem Humanisten JOHANNES REUHLIN zum Gedenken an die 450. Wiederkehr seines Todestages gewidmet werden. Dies im Vorblick auf Kommendes: auch diese Vorschau wurde als Wunsch und Anregung an die Redaktion herangetragen.

Der Verhaltensforscher Prof. Dr. Dr. KONRAD LORENZ vom Max-Planck-Institut Seewiesen gibt an, daß seine Meinungsforschung in Amerika immer auf Befragen der Taxichauffeure beruhe. Vor kurzem hat er in New York festgestellt, daß alle von ihm befragten Taxichauffeure über die Umweltverschmutzung stark beunruhigt waren. Auch bei uns sind diese Gefahren dank des Europäischen Naturschutzjahres, der Massenmedien und der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz ins öffentliche Bewußtsein gedrungen. Freuen wir uns darüber, daß dadurch der Natur- und Umweltschutz wirklich ein Politikum geworden ist, um dessen Aufgaben sich bereits Ministerien streiten. Welche Aufwertung und welche Chance ist damit dem jahrelangen Stiefkind «Naturschutz» zuteil geworden!

Unter Naturschutz ist der Schutz und die Pflege der heimatlichen Natur in allen ihren Erscheinungen zu verstehen. Gegenstand des Schutzes können sein: Pflanzen und nichtjagdbare Tiere, Naturdenkmale und deren Umgebung, Naturgebiete (Naturschutzgebiete) und sonstige Landschaftsteile in der freien Natur, soweit deren Erhaltung wegen ihrer Seltenheit, Schönheit, Eigenart oder wegen ihrer wissenschaftlichen, heimatkundlichen, forst- oder jagdlichen Bedeutung im öffentlichen Interesse liegt (§ 1 RNSchG).

Naturdenkmale sind Einzelschöpfungen der Natur, deren Erhaltung wegen ihrer wissenschaftlichen, geschichtlichen, heimat- und volkskundlichen Bedeutung oder wegen ihrer sonstigen Eigenart im öffentlichen Interesse liegt (z. B. Felsen, erdgeschichtliche Aufschlüsse, Wanderblöcke, Gletscherspuren, Quellen, Wasserläufe, Wasserfälle, alte oder seltene Bäume) (§ 3 RNSchG).

Naturschutzgebiete sind bestimmt abgegrenzte Bezirke, in denen ein besonderer Schutz der Natur in ihrer Ganzheit (erdgeschichtlich bedeutsame Formen der Landschaft, natürliche Pflanzenvereine, natürliche Lebensgemeinschaften der Tierwelt) oder in einzelnen ihrer Teile (Vogelfreistätten, Vogelschutzgehölze, Pflanzenschonbezirke und dergleichen) aus wissenschaftlichen, geschichtlichen, heimat- und volkskundlichen Gründen oder wegen ihrer landschaftlichen Schönheit oder Eigenart im öffentlichen Interesse liegt (§ 4 RNSchG).

Landschaftsschutzgebiete sind Landschaftsteile, denen verunstaltende, die Natur schädigende oder den Naturgenuß beeinträchtigende Änderungen

ferngehalten werden (§§ 5 und 19 Abs. 2 RNSchG).

Landschaftsbestandteile sind sonstige Landschaftsteile in der freien Natur, die den Voraussetzungen der §§ 3 und 4 RNSchG nicht entsprechen, jedoch zur Zierde und zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen oder im Interesse der Tierwelt, besonders der Singvögel und der Niederjagd, Erhaltung verdienen (z. B. Bäume, Baum- und Gebüschgruppen, Raine, Alleen, Wallhecken und sonstige Hecken, sowie auch Parke und Friedhöfe). Der Schutz kann sich auch darauf erstrecken, das Landschaftsbild vor verunstaltenden Eingriffen zu bewahren (§ 5 RNSchG).

Unter *Landschaftspflege* ist die Pflege des Landschaftsbildes in der freien, nicht besonders geschützten Landschaft als auch die Pflege der natürlichen Verhältnisse, die auf das Klima, den Wasserhaushalt und andere wesentliche Grundlagen der Landeskultur günstigen Einfluß ausüben, zu verstehen.

Naturschutz und Landschaftspflege wirken dem bedrohlichen Verbrauch der Landschaft entgegen. Da die Natur wohl unsere wichtigste Lebensgrundlage ist, kommt somit Naturschutz und Landschaftspflege besondere Bedeutung zu. Sie nehmen daher auch innerhalb des Gesamtgebietes des Umweltschutzes eine zentrale Stelle ein. Während wissenschaftliche und technische Fortschritte bei entsprechendem finanziellem Aufwand Sanierungsmaßnahmen bei Wasser, Luft und Lärm ermöglichen, scheidet die Neuschaffung naturnaher Landschaft grundsätzlich aus.

Berichten zufolge wird z. Z. jährlich in der Bundesrepublik ungefähr die Hälfte der Größe des Bodensees in eine technisch bebaute Landschaft verwandelt. Schon jetzt ist mehr als ein Zehntel unseres Bundesgebiets auf diese Weise von Industrie und Stadtlandschaft in Anspruch genommen. Allein in der Nachkriegszeit ist ein fünf- bis sechsfacher Mehrverbrauch an Landschaft eingetreten.

Geisteswissenschaftliche, naturwissenschaftliche, soziologische und wirtschaftliche Aspekte sind zu berücksichtigen und überschneiden sich auch im Denken jedes Einzelnen von uns. Gerade darum ist es nicht leicht, die Wertigkeit richtig einzusetzen. Die erste Voraussetzung aber ist, daß die Landschaft bewußt gesehen wird. Erst ein entsprechendes *Landschaftsbewußtsein* läßt uns «die Landschaft» in ihrer Schutzwürdigkeit richtig erkennen und werten.

«Landschaft» ist keineswegs nur ein mehr oder weniger «ästhetisches Bild» – sie besitzt vor allem ein charakteristisches, inneres Merkmal – «ihre natürliche Eigenart». Der Schöpfer des wissenschaftlichen Landschaftsbegriffes, ALEXANDER VON HUMBOLDT, spricht von ihr als «dem Totalcharakter einer Erdgegend». Dem Wortstamm nach könnte man frei übersetzen: Landschaft = geschaffenes Land, also ein Teil der Schöpfung. Sie ist etwas Geschaffenes, Gegebenes, von dem der Mensch Besitz ergriffen hat, das er nutzen, pflegen, bewahren oder verunstalten und vernichten kann.

Vor 100 Jahren betrug der Anteil der Großstadtbevölkerung in Deutschland noch 5%, heute leben bereits 60% der Bevölkerung der Bundesrepublik in Städten, und bald, so hat man errechnet, werden es 85% sein. Dabei sind diese Städte nicht gleichmäßig über die Landschaft verteilt, sondern in zehn großen Ballungsräumen vereint. Einer davon ist der Mittlere Neckarraum mit mehr als 2,1 Millionen Menschen.

Mit der Umschichtung vom weiten Land zur beengenden Stadt tritt auch eine Wandlung der zwischenmenschlichen Beziehungen ein.

«Die Landschaft wird verändert, sie verliert ihr altes Gesicht, Merkmale fallen weg, ein Großraum entsteht und prägt das Bild der Landschaft ebenso, wie das Bild des Menschen» (Deutsches Pfarrerblatt).

Die Uniformierung und Monotonie unserer natürlichen wie der gebauten Umwelt, ihr Verlust an Vielfalt, an Formen, Farben, ökologischer und biologischer Mannigfaltigkeit nimmt zu.

Das nichtmenschliche Leben um uns wird ärmer. Prof. Dr. KONRAD BUCHWALD meint hierzu, daß diese Gefahr der zunehmenden Uniformierung und Monotonie unserer natürlichen wie der gebauten Umwelt besonders ernst zu nehmen sei, denn sie bedeute eine mindestens so starke Gefährdung menschlichen Lebens im seelisch-geistigen und körperlichen Bereich wie die Vergiftung der Umwelt. Er verweist auf die heftigen Angriffe ob dieser Entwicklung von psychologischer und soziologischer Seite. Der frühere Direktor des Psychosomatischen Instituts der Universität Heidelberg, heute Direktor des Sigmund-Freud-Institutes in Frankfurt/Main, ALEXANDER MITSCHERLICH, hat in seiner Kampfschrift wider »Die Unwirtlichkeit unserer Städte« (1969) gerade diese wachsende Uniformität unserer Städte attackiert. Man wisse heute nur noch aus der Fahrkarte, wohin man gefahren sei, ob nach Mannheim, Ludwigshafen, Dortmund oder Bochum. In seinem Beitrag «Großstadt und Neurosen» sowie in dem Symposiumsbericht «Das be-

schädigte Leben» (1969) zeigt er, daß hier das menschliche Leben, vor allem psychisch und sozial beeinträchtigt wird, Zivilisationsschäden erleidet. In einem neuen, psychoanalytisch vertieften Sinne belebt er den weithin verflachten und deshalb abgewerteten Begriff *Heimat* und sagt, daß Stadt für den Menschen unserer Zeit nur wieder «Heimat» sein kann, wenn ihre «Unverwechselbarkeit», d. h. ihr Charakteristisches, ihre Eigenart wieder gegeben sei. «Wir hatten Anlaß, die Zerstörung unserer Städte zu beklagen – und dann die Formen ihres Wiederaufbaus; wir haben gegenwärtig Anlaß, die Zerstörung der an die Städte grenzenden Landschaften zu beklagen – und haben wenig Hoffnung, daß diese Schäden wieder gutzumachen sind. Weil die Stadtwüste wächst, sind wir angesichts kommender Geschlechter gezwungen, unseren Verstand (nicht in der Form bodenspekulantischer Schlauheit) anzustrengen. Wir suchen nach Einsicht, die uns befähigt und vor allem die Kraft gibt, der großen Stadtverwüstung und Landzerstörung Einhalt zu gebieten.»

So wie wir der Gleichförmigkeit und Nivellierung unserer Stadtlandschaft schon im Hinblick auf unsere biologische Anpassungsfähigkeit entgegentreten müssen, so sollen wir uns erneut und mehr bemühen, auch in der Natur eine möglichst große Vielfalt zu erhalten. Die Veränderung der Betriebs- und Bewirtschaftungsformen in der Land- und Forstwirtschaft haben außerordentlich tiefgreifende Wandlungen in der Landschaft und eine Verarmung ihrer Lebewelt zur Folge. Die Landwirtschaft weicht auf optimal nutzbare Flächen zurück, die unter einem größtmöglichen Einsatz von Maschinen, Schädlings- und Unkrautbekämpfungsmitteln bewirtschaftet werden und überläßt ungünstigere Lagen sich selbst bzw. führt sie nicht landwirtschaftlicher Nutzung zu (Aufforstungen von Wiesentälern und Heiden, Wochenendhausgebiete u. a.).

Feldflurbereinigungen können zu grundsätzlicher Umwandlung unserer Landschaft führen, so z. B. beim Entfernen der für Wasserhaushalt und Lebewelt wichtigen Sumpfflächen, sowie für die Pflanzen- und Tierwelt wichtiger Landschaftselemente wie Ufergehölze, Buschgruppen, Einzelbäume, Heideflächen, Veränderung der Bodengestalt durch Beseitigung von Feldrainen, Dolinen, alter, biologisch und geologisch interessanter Steinbrüche, Mergelgruben usw.

Rebflurbereinigungen haben die völlige Umgestaltung der überkommenen Reblandschaft in plantagenartige, maschinell nutzbare Anlagen durch Veränderung der natürlichen Hangformen, Beseitigung der Terrassen und des Mauerwerks, der Stein-

riegel, des Baumbewuchses und Gebüsches zum Ziel. Dadurch erfolgt eine außerordentlich starke biologische Verarmung und der Verlust des charakteristischen abwechslungsreichen Bildes.

Der Obstbau steht im Zeichen der Abkehr vom Streuobstbau zugunsten eingefriedeter, plantagenartiger Niederstammanlagen unter Anwendung großer Mengen chemischer Schädlingsbekämpfungsmittel. Die Folgen sind: Verkahlen der Feldflur, Verschwinden des Baumgürtels um die Dörfer, schwere Einbußen der Vogelwelt.

Die Neuaufforstungen von Wiesentälern, Heideflächen, Hängen usw. mit Nadelhölzern sowie die ständig fortschreitende Umwandlung arten- und abwechslungsreicher Laubwälder in monotone Nadelwälder bewirken negative Veränderungen des Landschaftscharakters, Verarmung der Lebewelt und Verminderung des Erholungswertes, während umgekehrt im Stadtbereich Wälder mit wichtiger Erholungsfunktion ausgestockt werden.

Auch fischereiliche Interessen geraten häufig in Kollision mit den Bemühungen um die Erhaltung natürlicher Lebensgemeinschaften und seltener Arten der Gewässer und ihrer Ufer- und Verlandungszonen, z. B.: Verfolgung von Graureiher, Eisvogel und Fischotter, Fischerei in wertvollen Vogelbrutgebieten, Beseitigung von Röhricht und Verlandungszonen, Anlegen von Teichen (meist mit Zäunen und Fischerhütten) in botanisch interessanten Flachmooren.

Auf der anderen Seite ist auch vom Standpunkt des Naturschutzes der Rückgang der Flußfischerei durch Regulierungsmaßnahmen, Verschmutzung und Aufheizung zu bedauern. Durch den Ausbau kleiner Wasserläufe erhöht sich die Geschwindigkeit des Wasserabflusses. Zur Hochwasserabwehr werden daher auch die größeren Bäche und Flüsse teils ausgebaut, teils mit Rückhaltebecken versehen. Dadurch sind die letzten natürlichen Flußlandschaften gefährdet. Es droht das Absinken des Grundwasserspiegels, die Selbstreinigungskraft der Fließgewässer wird vermindert. Der geplante Bau von Großspeicherbecken zur «Aufstockung» des Niedrigwassers der Hauptflüsse gefährdet ebenfalls eine Reihe sehr schöner Tallandschaften unseres Raumes. Durch die nach wie vor in großem Umfang ungeklärten und ungenügend geklärten Abwässer und die drohende Aufheizung vom Neckar wird – abgesehen von den Gefahren für Grundwasser, Wasserversorgung, Gesundheit – die Pflanzen- und Tierwelt an und im Wasser geschädigt bzw. zerstört und der Erholungswert von Tälern und Schluchten beeinträchtigt.

Aus den angeführten Punkten ergibt sich eine grund-

sätzliche Gefährdung nahezu aller natürlicher oder naturnaher Lebensräume, und damit sowohl von Lebensgemeinschaften als Ganzem wie auch von Einzelarten. Eine weitgehende Verarmung der gesamten Lebewelt und dadurch immer stärker werdende Störungen des biologischen Gleichgewichts sowie des Erlebnisgehaltes der Landschaft droht in einem nie dagewesenen Maße.

Diese Beispiele mögen genügen, um uns aufzuzeigen, daß das Rotationstempo der Technik und Wirtschaft schneller geworden ist, als die Rhythmen der Natur. Die sichtbaren Folgen sind Erschöpfungen und Krankheiten in der Natur und am Menschen. Ohne geistigen Bildungsprozeß wird der Wert der vielfältig gestalteten Natur vom Menschen nicht erkannt. Vielen fehlt es einfach an der Wahrnehmung des nicht von Menschenhand Geschaffenen. Bekannt ist dazu die kleine Geschichte: Der König von Siam besucht in Wien die Oper. Er wird gefragt, welches Stück ihm am besten gefallen habe. Die Antwort lautete: «Das ganz leise Stück am Anfang.» Es hat sich später herausgestellt, daß der König das Stimmen der Instrumente gemeint hatte.

«Genauso wie der König von Siam eine WAGNER-Oper nicht versteht, genausowenig versteht ein unglücklicher Mensch, der im Zentrum der Elendsviertel aufgewachsen ist, von der Schönheit der Natur. Er erkennt *Die Melodie der Natur* nicht, er versteht von dieser Schönheit überhaupt nichts. Man muß sich einmal klarmachen, daß ein Mensch, der nie etwas Edles gesehen oder gehört hat, blind gegenüber Schönheit ist. Selbstverständlich imponiert einem solchen eine Benzinpumpe oder ein Gasometer mehr als die Natur, die er nicht kennt». (LORENZ: «Naturschutz und Ethik»). Erst das Verschwinden von auffallenden Tier- und Pflanzen gestalten mahnt die Menschen an die Verluste. Aber erst die *bewußt* erlebten Verluste der außermenschlichen Natur können dazu führen, dem nicht menschlichen Leben ein Lebensrecht zu sichern.

Heute ist die Umweltbedrohung des Menschen so sehr gewachsen und in den Vordergrund gerückt, und doch dürfen wir darüber die andere Bedrohung der Natur mit ihrem Leben nicht vergessen, denn auch dieses Leben gehört zu uns. Wir sind nicht nur Wirkende, sondern auch Umwirkte vom Geist der Schöpfung. So ist der Naturschutz Umweltschutz!

Da jedoch der Umweltschutz heute primär, ja oft ausschließlich auf den Menschen bezogen wird, müßten wir aus biologischer Sicht besser sagen:

Umweltschutz ist ein Teil des Naturschutzes, denn der Mensch ist als biologisches Wesen auch ein Teil der Natur.

I

Erhaltende Stadtkernerneuerung – Frißt das Big Business auch die letzten Altstädte? – Ausverkauf in unseren historischen Straßen? – Kein Platz mehr für Traditionen! – Der Unfug mit der Spitzhacke! Solchen und ähnlichen Schlagzeilen begegnet man immer häufiger in der Tagespresse, in Wochenzeitungen, Rundfunk und Fernsehen. Sie machen deutlich, daß die Sorge um das Schicksal unserer Umwelt ständig zunimmt. Dabei fällt besonders auf, wie sehr sich das Verhältnis zu den Gestaltwerten unseres städtischen Lebensraumes und dem baulichen Erbe – als einem der wichtigsten Faktoren dafür – geändert hat.

Der geistige Wandel, der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, läßt sich mit Literaturzeugnissen eindrucksvoll belegen.

KARL KRAUS sagte in den 20er Jahren einmal: «Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll, Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung und Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selber.»¹ 40 Jahre später schrieb ALEXANDER MITSCHERLICH in seinem Pamphlet über die Unwirtlichkeit unserer Städte: «Wer an einem Herbsttag durch Amsterdam oder im Dezember durch Arles oder Venedig wandert, spürt das Unverwechselbare dieser Gebilde. Ob jemand hingegen die Wohnsilos von Ludwigshafen oder von Dortmund vor sich hat, weiß er nur, weil er da- oder dorthin gefahren ist. Die gestaltete Stadt kann Heimat werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes.»² Als Beispiele hätte MITSCHERLICH auch Tübingen, Freiburg, Schwäbisch Hall oder Konstanz wählen können, und die erwähnten Wohnsilos finden sich in der Stuttgarter Stadtregion so gut wie in Dortmund oder Ludwigshafen. MITSCHERLICH scheute sich nicht, das was er vermißt mit dem «vulgären Reizwort Gemütlichkeit»³ zu charakterisieren. Dieses Plädoyer für «Gemütlichkeit» ist nur eines von vielen Zeugnissen für ein sehr verbreitetes Unbehagen über die Abnahme der «Urbanität» und der Gestaltqualitäten des städtischen Lebensraumes, eines Unbehagens, das nicht nur eine Fülle von Pamphleten, Manifesten und populären Sachbüchern⁴, sondern auch eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen über Gestaltfragen⁵ hervorgebracht hat. In einer von ihnen, dem Werk «Townscape»⁶ von GORDON CULLEN wird es trefflich charakterisiert mit

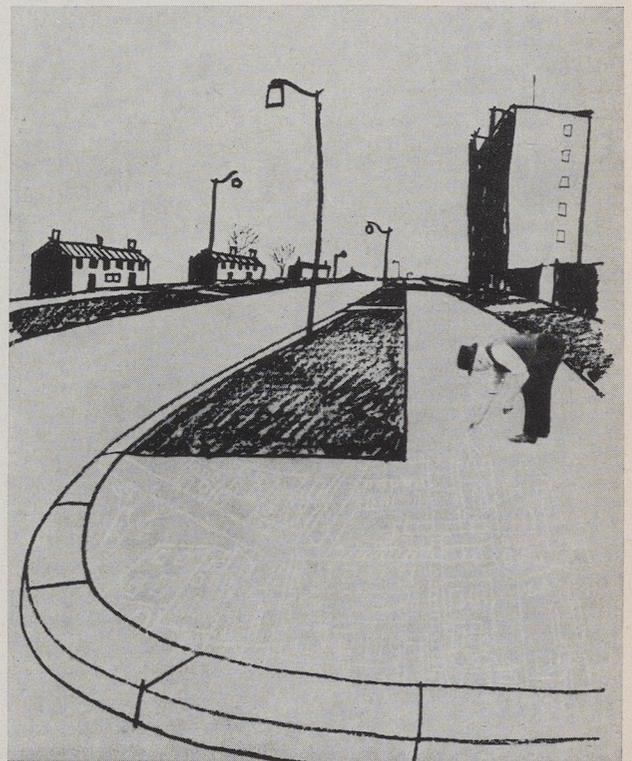
einer Zeichnung vom «Traum des Vorstädters» (Abb. 1).

Wo liegen die Gründe für den tiefgreifenden Wandel des Verhältnisses zur Stadt und zur gebauten Umwelt? Man gewinnt Klarheit über diese Frage, wenn man sich an den Anfang des Jahrhunderts zurückversetzt.

KARL KRAUS, ein Zeitgenosse und Freund des Wiener Architekten ADOLF LOOS⁷, der einen erbarmungslosen Kampf gegen das Ornament führte, kann als Exponent einer Zeit gelten, in der das Übergewicht des «Alten» der überkommenen Substanz, wie der überkommenen geistigen und räumlichen Strukturen noch vorherrschend war. Wer die alten Strukturen und Formen aufbrach und neue Zeichen setzte, konnte sich als Pionier, als Vorkämpfer gegen die Borniertheit seiner Zeit fühlen. Wem es gelang, den Rahmen der Konventionen zu sprengen und sich selbst ein Denkmal zu setzen, der setzte damit gleichzeitig dem Fortschritt ein Denkmal – jenem Fortschritt, der es der überragenden Persönlichkeit erlaubte, sich zu verwirklichen.

Angesichts der stürmischen Entwicklung der modernen Wirtschaft und der ständig zunehmenden

Abb. 1. Der Traum des Vorstädters aus «Townscape» von GORDON CULLEN.



Möglichkeiten in bestehende Systeme und Strukturen einzugreifen, wird dieses Fortschrittsdenken immer problematischer. Im letzten Drittel unseres Jahrhunderts ist es keine Pioniertat mehr, eine Bresche in geschlossene Systeme zu schlagen. Was einst Triumph über die umfassende Macht des Alterhergebrachten war, ist heute nichts weiter als ein mehr oder weniger belangloser Baustein in der immensen Masse des Zuwachses.

Das allmähliche Zurücktreteten des «Alten» gegenüber den Zuwächsen der jeweils jüngsten Generation kann man in der Statistik deutlich verfolgen. Im Lauf der fünfziger Jahre stieg das Sozialprodukt pro Jahr real um 5 bis 8%. Selbst bei Ansatz einer relativ bescheidenen Zuwachsrate von 3% pro Jahr ist nach Ablauf von 30 Jahren mit einer Steigerung auf 243% und nach Ablauf von 40 Jahren auf 326% zu rechnen. Bei einer Zuwachsrate von 4% liegen die entsprechenden Werte bei 324% (30 Jahre) und 480% (40 Jahre).⁸

Zwar verändert sich das Verhältnis von «Alt» und «Neu» bei den langlebigen Gütern Wohnung und Gebäude nicht proportional zum Wirtschaftswachstum, aber auch hier schlägt sich das erhöhte Entwicklungstempo nieder. Um 1930 dürfte der Anteil der Wohngebäude aus der Zeit vor der Reichsgründung etwa 40% des gesamten Baubestandes

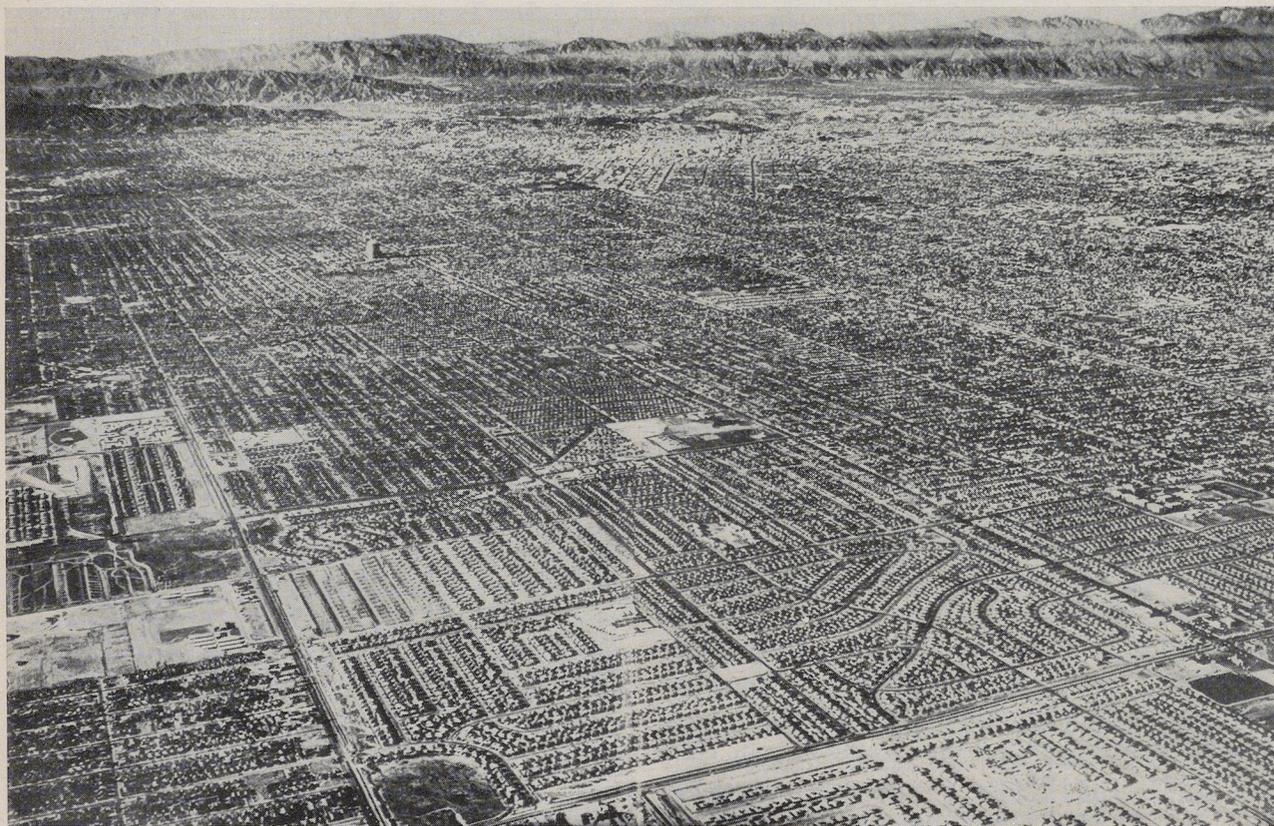
ausgemacht haben, 1950, nach gewaltigen Verlusten an historischer Substanz – der Bombenkrieg hatte vor allem Altstadtviertel vernichtet – waren es immerhin noch 27%, 1970 dagegen nur noch knapp 15%.⁹ Was wir an ererbter Bausubstanz aus der Zeit vor 1800 besitzen, dürfte nur einige wenige Prozent ausmachen.

Gibt es nicht zu denken, daß angesichts der überwältigenden Mehrheit des «Neuen» die Bildbände von schwäbischen Städten und Landschaften stets fast nur den kleinen Ausschnitt zeigen, der noch überwiegend von den Zeugnissen der Vergangenheit bestimmt ist?

Vergleicht man Siedlungskörper, Straßen und Platzräume, Bebauungsränder und Massengliederung moderner Stadterweiterungen mit Beispielen früherer Epochen, so stellt man fest, daß das Bauen unserer Zeit dem Ererbten sehr wenig Ebenbürtiges entgegenzusetzen hat.

Die Leistungen unserer Zeit sind zwar quantitativ und in ihrer technischen Perfektion imponierend, als Kulturleistungen im Sinne eines von der Zivilisation abgehobenen «Inbegriffs (für) den schöpferischen Ausdruck des Lebens eines Volkes»¹⁰ halten sie einen Vergleich mit den Werken unserer Vorfäter ganz selten aus. Als besonders eindrucksvolles Beispiel wird zu Recht immer wieder die «Stadt»

Abb. 2. Anhäufung von Bausubstanz: Los Angeles.



Los Angeles genannt, die im Grunde genommen nichts anderes darstellt, als eine riesige Anhäufung von Bausubstanz (Abb. 2).

Einer der wichtigsten Gründe für das Abnehmen des Gestaltwerts unserer Städte liegt sicher darin, daß die Ausrichtung des einzelnen Vorhabens nach einem allgemein akzeptierten Kanon, die Unterordnung unter bestimmte Prinzipien und Zwänge bei gleichzeitiger Vielfalt in Einzelausformung in unserer heutigen pluralistischen Gesellschaft keinen Platz mehr hat.

Der Abbau ständischer, sittlicher und wirtschaftlicher Bindungen hat uns die Überwindung der Armut und nie gekannte Freiheiten gebracht. Die Nachteile und Verluste, mit denen eine zu exzessive Ausnutzung der Freiheiten verknüpft ist, zeigen sich indessen immer deutlicher. CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER sprach davon, daß unsere zunehmenden Möglichkeiten uns dazu zwingen, den Raum der Freiheit zu planen. Ein ganz wichtiger Punkt bei dieser Aufgabe ist sicherlich die Planung des Erhaltens nicht regenerierbarer Werte.

II

In vielen historischen Altstädten bedeutet das einzelne Gebäude fast nichts, das städtebauliche Gefüge alles. Nicht in erster Linie die berühmten Baudenkmäler begründen in der Regel ihren Wert, sondern das Zusammenwirken vieler auch kunstgeschichtlich unbedeutender Bauten zu einem «kollektiven Kunstwerk».

«Nichts ist in diesen Räumen groß oder klein an sich, alles steht im Vergleich zueinander und ist bezogen auf menschliche Maße. Der größte Platz, der Markt, bleibt überschaubar. Straßen münden in einen Platz stets in der Flucht der Platzwand ein, um ihn nicht aufzureißen. In lebendigem Wechsel öffnen und schließen sich die Räume in differenzierter Platzfolge. Selbst die wenigen Großbauten sind so gegliedert und eingefügt, daß ihre naturgemäß größere Baumasse weder bedrängt noch bedrückt. Das Prinzip der Ordnung und Einordnung der Einheit und Vielfältigkeit des in und über allem spürbaren Maßstabes ist Kennzeichen der Stadtbaukunst des 13. bis 18. Jahrhunderts, so sehr auch die Stile in diesen 600 Jahren wechselten.»¹¹

Dem unschätzbaren kulturellen Wert unserer Altstädte steht – zumindest in Klein- und Mittelstädten – heute noch kein entsprechender «Marktwert» gegenüber. Wohl sind Teile der Altstadt häufig als Geschäftslage begehrt, dies jedoch nicht in erster Linie auf Grund der Tatsache, daß es sich um Gebiete von hohem Gestaltwert handelt, sondern wegen ihrer verkehrlichen Lagegunst und

wegen der Kontaktvorteile, die sich aus den vorhandenen Geschäften und Diensten ergeben. Insgesamt ist jedoch die Altstadtsubstanz meist sehr «unergiebig».

Der geringe Ertragswert der Altstadtwohnungen und der kleineren, nicht im Geschäftszentrum gelegenen Betriebe ist sicherlich einer der wichtigsten Gründe für das starke Interesse an Stadterneuerungsfragen, obwohl von ihm weniger gesprochen wird als von anderen Mißständen. BURKART LUTZ stellte in seiner sozialwissenschaftlichen Untersuchung zur Altstadtanierung Regensburg fest, daß sich diese Situation in absehbarer Zeit grundlegend ändern könne; denn das ständig sich erhöhende Sozialprodukt werde die Knappheit an denjenigen Gütern immer spürbarer werden lassen, die nicht mit den Mitteln moderner Technik reproduziert und vervielfacht werden können, also ganz besonders die Zeugnisse der Vergangenheit.

Historische Baudenkmäler und erst recht historische Straßenzüge oder Stadtviertel, die heute durch Abbruch zerstört oder durch wesentliche Modernisierungen entstellt werden, sind in dem Augenblick, in dem sie wirtschaftlichen Wert besitzen würden, nicht wieder zu beschaffen. Daraus folgert LUTZ, daß der Abbruch historischer Bausubstanz der Vernichtung wirtschaftlicher Werte gleichkomme, «deren zukünftige Bedeutung nicht hoch genug veranschlagt werden kann».¹²

Die Mißstände und Tagesprobleme – Verkehrsgänge, unhygienische Wohnungen, unmoderne Betriebe, Parkplatznot, usw. – waren bisher nahezu einziger Anlaß für Öffentlichkeit und Verwaltung, sich mit dem Problem der Altstädte zu beschäftigen. Der Bürger erwartet von seiner Verwaltung in erster Linie, daß sie Mißstände behebt. Rücksicht auf andere Gesichtspunkte und Ziele, wie etwa das der Gestaltwerterhaltung, wurde in der Regel nicht gefordert; entweder, weil man sie für weniger wesentlich hielt, oder weil man ihre Bedeutung mangels ausreichender Einblicke in die vielfältigen Zusammenhänge nicht sah.

Würden die finanziellen Möglichkeiten zu erneuernden Eingriffen entscheidend verbessert, ohne daß es gleichzeitig zur Erarbeitung einer langfristigen in die Gesamtentwicklung integrierten Strategie für die Rehabilitation¹³ der historischen Stadtkerne käme, so könnte es leicht vorkommen, daß hie und da mit den Mißständen auch die Altstädte selbst «wegsaniert» werden. Spätere Generationen würden die Ergebnisse dieser Art von Stadterneuerung vielleicht ähnlich beurteilen wie diejenigen des Nachkriegswiederaufbaus: «Das Geld war da oder die Tragödie der deutschen Stadterneuerung». Vor

ABLAUFDIAGRAMM ZUM ERNEUERUNGSGUTACHTEN TÜBINGEN

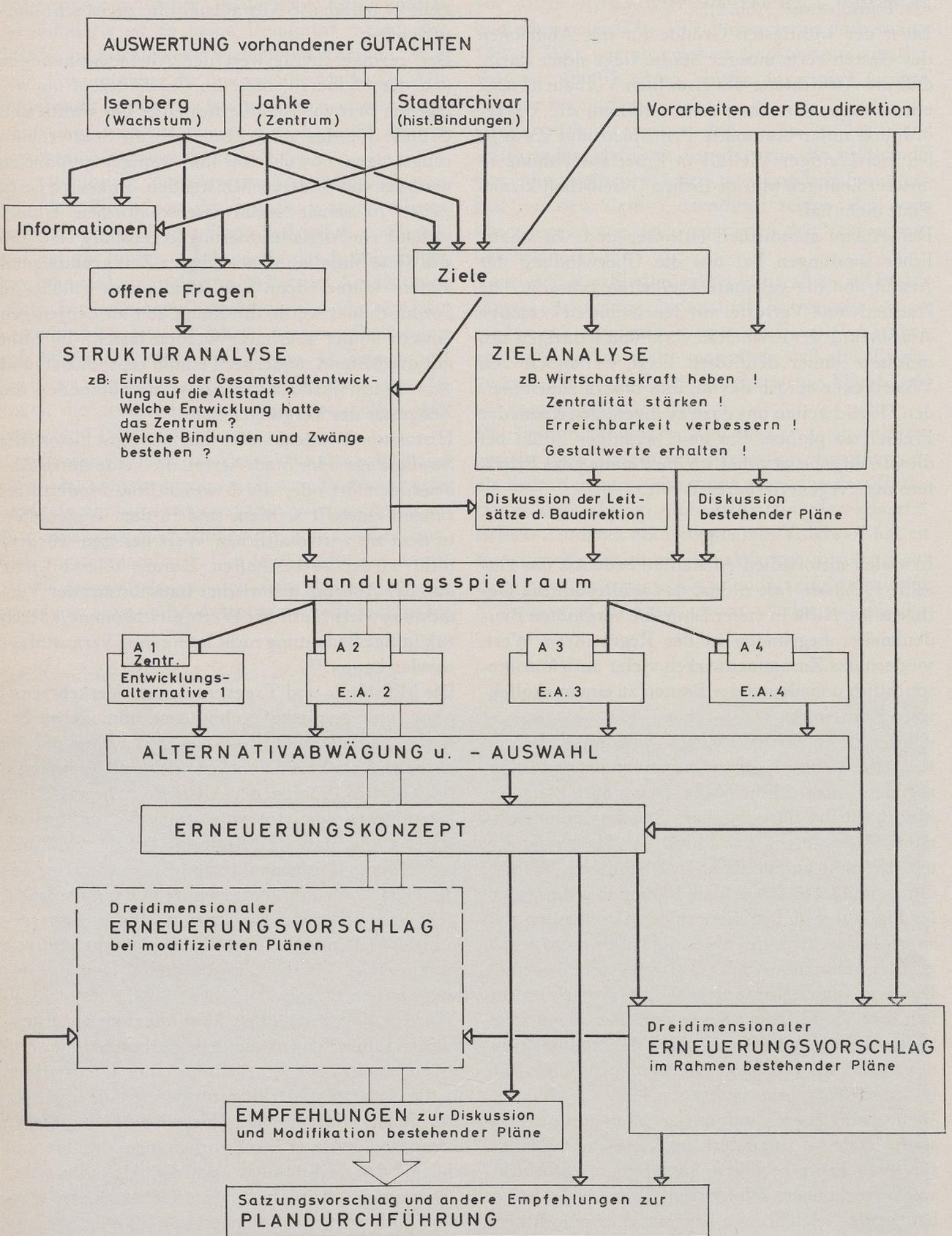


Abb. 3. Modellgutachten der Stadt Tübingen.

den Gefahren einer Sanierung nach partiellen Gesichtspunkten und kurzfristigen Erwägungen kann man nicht oft und nicht eindringlich genug warnen.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich betonen, daß es selbstverständlich im Rahmen unserer politischen Ordnung läge, wenn sich die Mehrheit der Bürger zur bewußten Preisgabe der Gestaltwerte ihrer Stadt zugunsten anderer Ziele entschliesse. Hält man jedoch am Ziel der Erhaltung fest, so müssen die Konsequenzen dieses Entschlusses auf das Sorgfältigste untersucht und in einem langfristigen Programm festgelegt werden. Ein solches Erneuerungs- bzw. Rehabilitationsprogramm schafft selbstverständlich Bindungen und schränkt Freiheiten ein. Das Privileg, einen einmaligen historischen Stadtkern zu besitzen, hat – wie alles – seinen Preis.

III

Die Fragen, die es bei einem langfristigen Konzept für die erhaltende Stadtkernerneuerung zu klären gilt, sind Legion:

Welche Funktion hat die Altstadt im Gesamtstadtegefüge? – Welche Entwicklungen hat sie durchgemacht? – Ist ihre Zuordnung zu anderen Stadtteilen befriedigend? – Wenn nein, wie läßt sie sich verbessern? – Worin liegt der Wert des Gesamtkunstwerkes einer Altstadt? – Welche Teile, welche Züge, welche Charakteristika gilt es zu erhalten, wenn man das Ziel ernst nimmt, den Gestaltwert insgesamt zu bewahren? – Welche Nutzungen sind mit welchen Bedürfnissen verknüpft? – Welche von diesen Bedürfnissen vertragen sich mit dem Maßstab und den atmosphärischen Werten der Altstadt? – Wieweit und unter welchen Bedingungen kann man die Altstadt vom fließenden und ruhenden Verkehr freihalten? – Wo sind Eingriffe der öffentlichen Hand nötig und wo nicht? – Wo kann sich die private Initiative entfalten und welche Regeln setzt man ihr?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, bedarf es einer genauen, auch zahlenmäßig belegten Durchleuchtung der Stadtstruktur und insbesondere natürlich der Altstadt selbst und einer sehr intensiven Auseinandersetzung mit Zielvorstellungen und Bestrebungen unterschiedlicher Richtung und Wertigkeit. Es muß sorgfältig geprüft werden, wieweit sich einzelne Ziele vereinbaren lassen und welcher Handlungsspielraum für ihre Realisierung verbleibt.

Erst auf der Grundlage dieser Vorarbeiten können Alternativen entwickelt und Empfehlungen für Maßnahmen der öffentlichen Hand und für die Ordnung der privaten Investitionstätigkeit, also für den eigentlichen «Plan» gegeben werden.

Ein Modellgutachten für die Entwicklung eines solchen langfristigen strategischen Konzepts zur erhaltenden Stadtkernerneuerung hat das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Tübingen erstellen lassen¹⁴ (Abb. 3). Es würde den Rahmen dieser kleinen Abhandlung sprengen, wollte man die Erörterung der aufgeworfenen Fragen vollständig wiedergeben. Auf die Gefahr hin, daß manchem Leser die Akzente falsch gesetzt erscheinen, sei hier eine Auswahl der wichtigsten Gesichtspunkte behandelt:

1. *Ermittlung der für den Gestaltwert und die Individualität der Stadt wesentlichen Gesichtspunkte*

«Die Stadt», das ist im Bewußtsein der Bürger in aller Regel die Altstadt, mag dieser historische Teil der Gesamtgemeinde auch nur einige wenige Prozent der besiedelten Stadfläche ausmachen und mag in ihm auch nur ein kleiner Teil der Bevölkerung wohnen. Wenn man sich an seine Heimatstadt erinnert, wenn man sie einem Fremden schildert, so denkt man in erster Linie an die Altstadt. Für die starke Anziehungskraft der Altstadt müssen also neben der oft nur in einzelnen Bereichen, insbesondere im Einkauf und im Gaststättenwesen ausgeprägten Zentralität diejenigen Faktoren eine wichtige Rolle spielen, für die sich in der städtebaulichen Literatur der Begriff Imagewerte eingebürgert hat.

Bei der Untersuchung dieser Image- oder Gestaltwerte muß zunächst der Frage nachgegangen werden, ob und wieweit die Altstadt als Gesamtkunstwerk oder in markanten Teilbereichen für den Beschauer erlebbar ist. Ein zweiter wichtiger Untersuchungsschritt ist die Feststellung, welchen Einzelen das Stadtbild seine Maßstäblichkeit verdankt, ein dritter die Ermittlung der räumlichen und atmosphärischen Werte und der ihnen zugrundeliegenden spezifischen Raumbildungen.

Im stark bewegten Gelände der schwäbischen Keuper- und Juralandschaften sind die Altstädte sehr häufig von naheliegenden Höhen aus in ihrer Gesamtausdehnung zu erfassen und manchmal bieten sie sich dem Besucher schon von den Zufahrtsstraßen aus als Stadtkrone dar. Die Kartierung und der Schutz solcher Sichtbeziehungen wäre eine wichtige Aufgabe der Denkmal- und Stadtbildpflege, die bisher leider nur sehr unvollkommen wahrgenommen wurde (Abb. 4).

Sowohl die Baukörpergrößen als auch die Dimensionen der von den Bauten eingeschlossenen Räume halten sich in den meisten Altstädten trotz aller Vielfalt der Einzelausbildung im Rahmen einer ganz bestimmten Körnung¹⁵. Ausnahmen bilden nur die Bauten der bürgerlichen Gemeinschaft und



Abb. 4. Verbaute Stadteinfahrt in Tübingen.

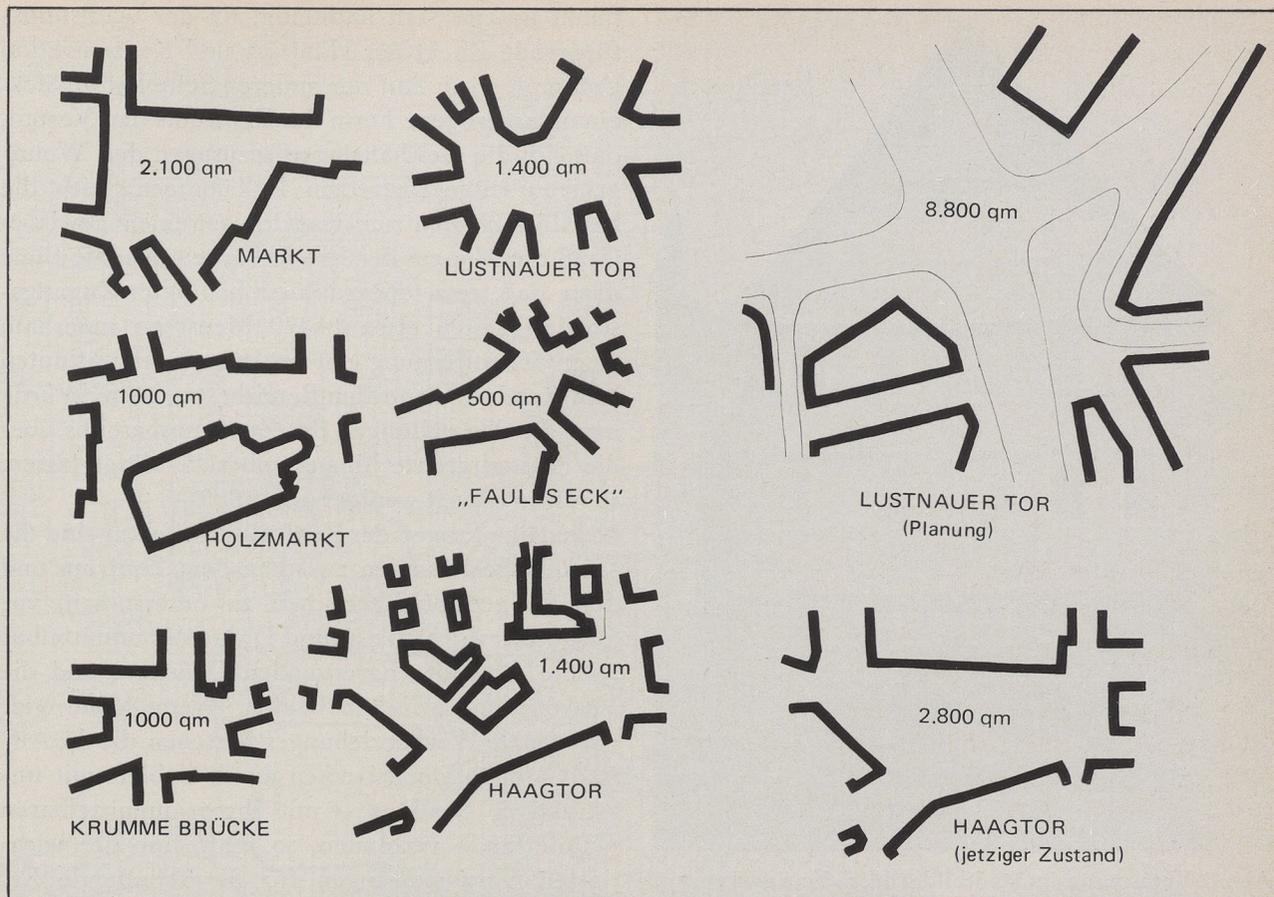


Abb. 5. Platzgrößen und -formen 1 : 2500. Ein Vergleich zwischen Lustnauer Tor – jetziger Zustand und Planung – zeigt, wie empfindlich die Struktur der Altstadt gerade an der entscheidenden Verbindung um den Universitätsbereich gestört würde.

der kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten. In Tübingen beispielsweise hat das größte ungeteilte Grundrißrechteck eine Ausdehnung von 15×24 m, die größte ungeteilte Frontbreite beträgt 10 m, die höchste Geschoszahl auf der Bergseite ist $4 + 2$ Dachgeschosse, das größte Gesamtvolumen eines einzelnen Baukörpers liegt bei etwa 3000 cbm, der größte ungeteilte Platzraum, nämlich der Marktplatz, hat 2100 qm Fläche (Abb.5). Alle Straßenräume sind in Abschnitte gegliedert, die Zäsuren sind fast immer durch gewisse Angelpunkte markiert. Ihre Breite überschreitet selbst an den Plätzen selten die Höhe der begrenzenden Wände.

Von ganz entscheidender Bedeutung für die Maßstäblichkeit und den Imagewert sind Proportionen und Oberflächenrelief der Fassaden, deren Ausbildung in vielen Städten trotz des Stilwandels vom Mittelalter zur beginnenden Neuzeit jahrhundertlang den gleichen Gesetzmäßigkeiten folgte. Die Verarmung des Stadtbildes durch Veränderungen und Modernisierungen macht sich besonders bei diesem Element des Gestaltwerts bemerkbar (Abb.6).

In die Untersuchung der atmosphärischen Quali-

täten (Abb.7) fließen trotz aller Versuche, diesen Bereich wissenschaftlich zu durchdringen, zwangsläufig diskutierbare Wertungen ein. Die Bewertung der einzelnen Kriterien für den Betrachter läßt sich jedoch mittels Befragung und Auswertung von Postkarten, Bildbänden und evtl. Literaturzeugnissen überprüfen.

Aus der Tübinger Untersuchung ging klar hervor, daß allen Betrachtern der Altstadt die folgenden Merkmale aufgefallen sind:

- Die unregelmäßigen Baulinien
- Die Dachlandschaft
- Die Teilung der Straßenräume in Abschnitte
- Das liebenswürdige Detail
- Die Mehrfachnutzung der Straßenräume
- Wasserflächen und Bewuchs.

Überlagert man die Ergebnisse der Untersuchungen einzelner Gestaltwertmerkmale, so erhält man einen guten Überblick über den unterschiedlichen Wert einzelner Quartiere oder Straßenzüge der Altstadt und damit über die Empfindlichkeit dieser Teilbereiche gegen verändernde Eingriffe (Abb.8).



Abb. 6. Verarmung des Stadtbildes durch Veränderungen und Modernisierungen.

2. Untersuchung der Beziehungen zwischen Gesamtstadt und Altstadt

Untersucht man die Struktur von Städten mit wertvollen alten Kernen, so stellt sich meist heraus, daß die Altstadt nur zu einem geringen Teil von der geschäftlichen Nutzung in Anspruch genommen wird und daß Teile der zentralen Dienste und Einrichtungen in angrenzenden Bereichen liegen, in der Regel zwischen dem Rand der Altstadt und dem Bahnhof.

Grundlage aller Untersuchungen zur Frage der Funktion des Altstadtbereichs ist eine Untersuchung der vorhandenen Zentralitätsstruktur¹⁶. Leicht erhebbar Kriterien dafür sind zum Beispiel die Kontinuität der Schaufensterfronten, die Auswanderung der Nichtwohnnutzung in die Obergeschosse, die Dichte der Spezialgeschäfte, die Fußgängerfrequenz und die Zahl der Arbeitsplätze im tertiären Sektor. Eine solche Untersuchung in Tübingen hat gezeigt, daß sich in und um die Altstadt zentrale Bereiche mit unterschiedlichen Aufgaben und verschiedenem Charakter gebildet haben – ein Entwicklungsprozeß, der noch keineswegs abgeschlossen ist.

Die starke Differenzierung und räumliche Aufspaltung des Zentrums ist vom ökonomischen Stand-

punkt aus gesehen nachteilig, da der wachstumsfördernde Effekt der Häufung und Konzentration gedämpft wird. Auf der anderen Seite hat die auseinandergezogene Form des Zentrums den Vorteil, daß sich die Geschäftslagen sozusagen den Wohngebieten entgegenstrecken. In Tübingen gleicht die bandförmige Zentrumsform bis zu einem gewissen Grad die Mängel der Erreichbarkeit aus. Sie führt dazu, daß trotz topographisch bedingter Zugangsschwierigkeiten etwa 14 370 Menschen innerhalb einer Gehentfernung von weniger als zehn Minuten zum Rand des zentralen Bereichs wohnen. Würde man die Ausweitungen des Zentrumsbereichs über die Altstadtgrenze hinaus unberücksichtigt lassen, so wären es weit weniger als 10 000.

Neben den Fragen der Zentralitätsstruktur sind die Verkehrsbeziehungen zwischen dem Zentrum und den übrigen Stadtbereichen zu untersuchen, vor allem aber die Struktur und Dichte der unmittelbar an die Altstadt angrenzenden Quartiere und die Verknüpfung zwischen beiden. Wenn keine oder nur wenige Wegebeziehungen bestehen, die die Altstadt – ohne Durststrecken durch Gebiete mit unattraktiver Struktur – mit ihrem unmittelbaren «Hinterland» verbinden, so fehlt eine der wichtigsten Voraussetzungen für die erhaltende Erneuerung.

3. Abwägung im Zielkonflikt zwischen Gestalterhaltung und «Aufwertung»

Von der Tendenz, die Altstädte durch Verbesserung der Funktions- und Standortbedingungen zentraler Dienste in der Altstadt aufzuwerten, wurde bereits gesprochen. Die Erweiterung und Vergrößerung der Geschäftsflächen und vor allem die Ansiedlung arbeitsintensiver tertiärer Betriebe und Verwaltungen führt jedoch fast immer zu Konflikten mit dem Ziel der Maßstabserhaltung.

Nach ökonomischen Kategorien ist der beste Wirt für ein Grundstück derjenige, der den höchsten Gewinn pro Quadratmeter Fläche erzielen und damit den höchsten Bodenpreis zahlen kann. Meist ist dieser beste Wirt an der Substanz nicht interessiert, sondern nur an der Lage. Die alte Struktur ist für ihn fast immer hinderlich, er wird also das Bestreben haben, das Alte wegzuräumen und das Korn zu vergrößern. Akzeptiert man diese Entwicklung nicht – und die Forderung nach Erhaltung des historischen Stadtbildes verbietet es – so ist es ein Vorteil, wenn die Altstadt nicht alleiniges Zentrum ist. Bezieht man in die Überlegungen zur Zentrumsentwicklung auch metaökonomische, also über oder hinter der Wirtschaft stehende Gesichtspunkte mit ein, so ist der beste Wirt für ein Altstadtthaus der-

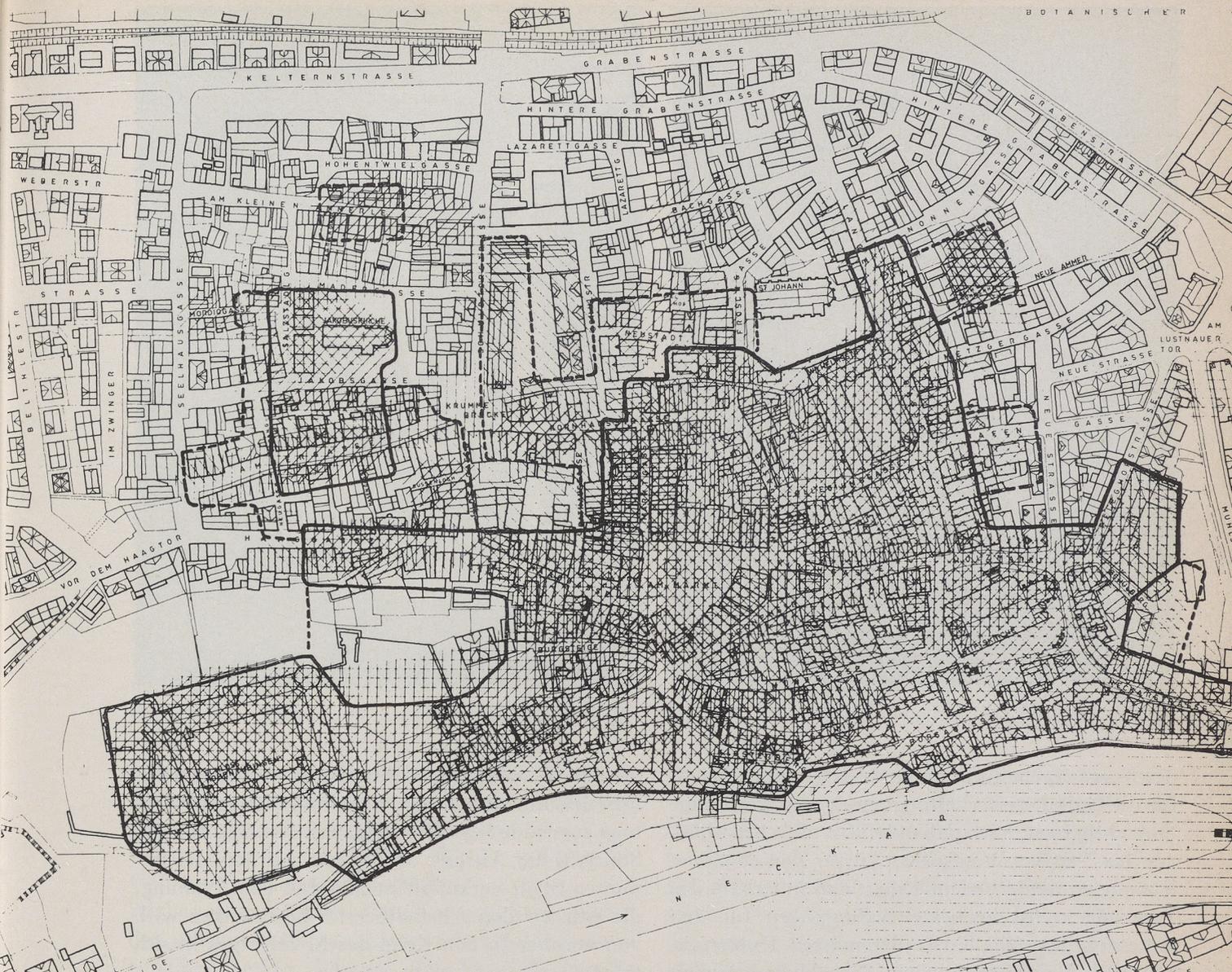


Abb. 7. Abgrenzung von Gestaltwertbereichen durch Überlagerung verschiedener Kriterien wie z. B. historischer Erhaltungszustand, Einheitlichkeit der Dachformen, Häufigkeit der Darstellung in Publikationen, Grundriß und Profile der Straßenräume. Voll ausgezogen: Gestaltwertbereich 1. Ordnung; strichliert: Gestaltwertbereich 2. Ordnung.

jenige, für den die typischen Werte eines solchen Objekts wie Unverwechselbarkeit und Einmaligkeit ein Vorteil sind. Ein solcher Wirt ist z. B. der Kaufhauskonzern in aller Regel nicht. Vorteile von der Sondersituation im kleinteiligen Altstadtbereich hat dagegen ein Investor, der das Gebäude gemischt nutzen will, dessen Geschäft sich mehr auf das hochspezialisierte Angebot gründet, und der auf die Führungsvorteile der Nachbarschaft mit vielen anderen Betrieben angewiesen ist oder von ihnen profitiert.

Eine Konzeption, die auf dieser Vorstellung vom besten Wirt basiert, wird es vermeiden, sehr massierte Einkaufsquellen oder große Verwaltungsgebäude im Altstadtbereich anzuordnen, sondern

wird dahin tendieren, sie an ihren Rand zu rücken, so daß sich zwischen den Polen stärkster Aktivität günstige Standortbedingungen für kleinere Geschäfte und Dienste ergeben.

Überhaupt ist darauf zu achten, daß keine Nutzungen im Altstadtbereich zugelassen werden, die sehr massierte Verkehrsspitzen auslösen. Auch Parkhäuser sollten aus demselben Grund niemals im Altstadtbereich selbst, sondern nur an dessen Peripherie angeordnet werden. Bequeme und «schlanke» Linienführung von Straßen im Altstadtbereich muß vermieden, die vorhandene Raumbildung mit ihren vielen Versätzen, Abblockungen und Knickungen, die für den motorisierten Verkehr hinderlich ist, beibehalten werden; denn neben der Vergrößerung

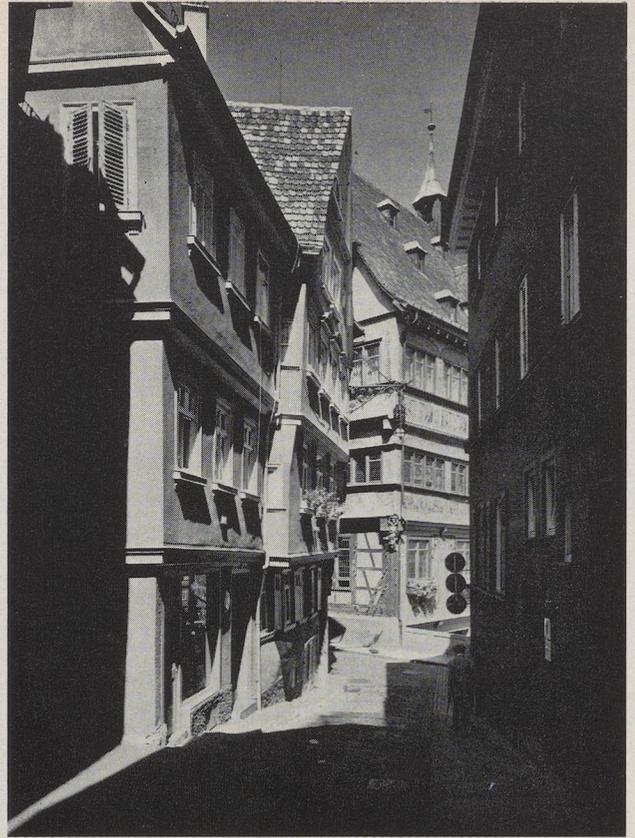


Abb. 8. Empfindlichkeit Tübinger Teilbereiche gegenüber verändernder Eingriffe.

des Korns ergeben sich die meisten Schwierigkeiten für die Gestaltwerterhaltung aus dem Autoverkehr. So wichtig es auch ist, daß möglichst viele Stadtbürger das Zentrum in möglichst kurzer Zeit erreichen können, so wenig bedeutet dies, daß innerhalb des Zentrums selbst bequeme Bedingungen für den Autoverkehr geschaffen werden müssen. Untersucht man die Leistungsfähigkeit der Altstadtstraßen nicht nur nach technischen, sondern nach «environmentalen»¹⁷ Gesichtspunkten, so stellt sich in der Regel heraus, daß sie zwar ausreichen, um den notwendigen Anlieferverkehr zu bewältigen, daß jede darüber hinausgehende Benutzung aber die Qualitäten dieser Straßen als Einkaufsbereich und als Lebensraum mindert.

4. Aufstellung und Abwägung von Alternativen

Auch nach Abklärung des Handlungsspielraums, der sich aus der Zieldiskussion ergibt, bleiben in der Regel mehrere Möglichkeiten für die Steuerung der strukturellen Entwicklung, insbesondere für die Ausweitung des Geschäftsbereichs und der Lagen für sonstige tertiäre Betriebe, die wiederum aufs engste mit dem Verkehrsausbau zusammenhängen.

Bei der Abwägung der Alternativen ergeben sich oft unterschiedliche Bewertungen, je nachdem, ob

man der Beurteilung den Status quo oder aber mögliche Modifikationen der Gesamtsiedlungsentwicklung zugrunde legt. Hier zeigt sich deutlich, daß das Schicksal der Altstadt aufs engste mit dem der gesamten Stadt verknüpft ist und daß eine Planung, die sich auf den Altstadtbereich beschränken will, von vornherein den Keim des Mißerfolges in sich trägt.

5. Überlegungen zur Planverwirklichung

Die Verwirklichung eines langfristigen Regenerationskonzepts macht zwar – wie jede Erneuerungsplanung – gezielte Eingriffe der öffentlichen Hand zur Strukturverbesserung nötig. Diese Maßnahmen sollten vor allem darauf abzielen, die Kommunikation zwischen Altstadt und Hinterland zu verbessern und ungestörte Räume und Flächen in der Altstadt zu schaffen; denn nur wenn es gelingt, die Altstadt auch für das Wohnen attraktiv zu machen, bestehen Aussichten auf eine Regeneration ohne schwerwiegende Verluste. Der Umgriff von Sanierungsgebieten sollte sich auf diejenigen – meist relativ kleinen – Teilflächen beschränken, die für die impulsgebenden Maßnahmen nötig sind.

In der Regel ist die Bereitschaft der Hausbesitzer zu werterhaltenden oder wertsteigernden Investitionen auch in der Altstadt beträchtlicher als man dem

ersten Anschein nach annehmen könnte. Wo die Kartierung der Bautätigkeit im Altstadtbereich wenig oder gar keine bauliche Aktivität anzeigt, liegen sehr häufig Problemgebiete, in denen auf Grund noch nicht ausgereifter Sanierungsvorstellungen der Verwaltung die Bautätigkeit absichtlich eingedämmt wurde.

Durch klare Verhältnisse in der Sanierungsfrage und durch eine großzügige Befreiungspraxis könnte in vielen Fällen die private Umbau- und Modernisierungstätigkeit stark belebt werden. Allerdings waren bisher die Objektsanierungen meist mit starken Verlusten an Gestaltwerten verbunden.

Um zu verhindern, daß durch das Freisetzen von Regenerationskräften und die damit verbundenen Veränderungen Maßstab und Charakter der Altstadt verlorengehen, sollte man Erneuerungsstaffelsatzungen mit den dazugehörigen Plänen für den gesamten Altstadtbereich erlassen.¹⁸ Auf diese Weise würde es möglich, das unterschiedliche Schutzbedürfnis der verschiedenen Teilbereiche zu berücksichtigen und gleichzeitig die Voraussetzungen für funktionelle Verbesserungen wie Hofüberbauung, Umwidmung und so weiter zu schaffen. Eine Erneuerungsstaffelsatzung könnte vermutlich wesentlich rascher Rechtskraft erlangen als Sanierungspläne, deren Durchführung bodenordnende Maßnahmen notwendig macht. Sie würde damit in denjenigen Gebieten, in denen keine strukturellen Sanierungsmaßnahmen notwendig sind, schnell eine solide, rechtliche Grundlage für die anfallenden Genehmigungsverfahren schaffen.

Als besonders wichtiges Detail sei lediglich erwähnt, daß selbstverständlich bei rein erhaltender Erneuerung bestehender Gebäude, ohne Vergrößerung der Geschoßfläche und ohne Veränderung von Fassaden und Dächern die Pflicht zur Schaffung von Stellplätzen entfallen muß, da sonst die private Initiative zur Rehabilitation wegen der damit verbundenen hohen finanziellen Belastungen erlahmen würde.

Ohne Rücksicht bei breiten Schichten der Bevölkerung, insbesondere der Altstadtbewohner, wären Bemühungen um die erhaltende Erneuerung wenig aussichtsreich. Stadtverwaltungen, Denkmalämter und Heimatbund müssen deshalb gezielte Öffentlichkeitsarbeit betreiben. Mit illustrierten Broschüren wie z. B. der von der Stadt Tübingen herausgegebenen¹⁹ und durch Ausstellungen zu Themen der Erneuerung, in denen vor allem gute Beispiele für Rehabilitationsmaßnahmen gezeigt werden sollten, könnte das Interesse und Verständnis der Öffentlichkeit für die gemeinsamen Ziele vertieft werden.

Von den Symptomen des «Herunterkommens» der Altstädte beruhen viele auf ungewollten und unkontrollierten Nebenwirkungen gesetzlich initiiertter Mechanismen und Trends, die durchaus zu ändern wären. Die Verbesserung der Voraussetzungen für die erhaltende Stadtkernerneuerung liegt daher weitgehend in der Hand des Gesetzgebers. Die Ansatzpunkte reichen von Fragen des Ensemble-Denkmalsschutzes, der Grunderwerbssteuer, des Genossenschafts- und Gesellschaftsrechts, der Förderungs- und Abschreibungsmöglichkeiten und ihrer Bindung an die Einhaltung bestimmter Ziele über Gewerbe- und Bauordnungsbestimmungen bis hin zur Kilometerpauschale.

Im Städtebauförderungsgesetz ist die Problematik der Werterhaltung leider kaum berücksichtigt worden. Die Bestimmungen zur Durchführung von Sanierungsvorhaben zeigen deutlich, daß der Gesetzgeber vor allem spektakuläre Sanierungs-«Aktionen» im Auge hatte, die auf einen völligen Substanzersatz hinauslaufen. In der – leider immer wieder bestätigten – Erkenntnis, daß die privaten Grundeigentümer von sich aus in der Regel keine gemeinschaftliche Initiative entfalten und sich nur schwer einigen können, wurden die Bestimmungen des Gesetzes sehr stark auf den «Sanierungsträger» zugeschnitten.

Da das Charakteristikum der meisten Altstädte eine kleinteilige Körnung der Bausubstanz ist, die aus einer sehr differenzierten Teilung des Bauwillens entstand, kann der einheitliche, sozusagen «grobe» Bauwille des Maßnahmeträgers leicht zu einer Verarmung des Bildes führen, selbst wenn er über hervorragende Fachleute verfügt, mit großer Sorgfalt vorgeht und keine Gewinnmaximierung anstrebt, was nach den bisherigen Erfahrungen zu schließen jedoch selten der Fall sein dürfte.

Wichtige Aufgaben liegen daher darin, kleinere Gemeinden und Städte vor dem Übergewicht möglicherweise zu starker mächtiger Sanierungsträger zu schützen und zudem Kooperations-, Förderungs- und Finanzierungsformen zu erarbeiten, die die erhaltende Erneuerung für Eigentümer und Gemeinden attraktiv machen. Ein ergiebiges Arbeitsfeld für die Heimat- und Denkmalpflege, die «im Zeichen des Heimatgedankens die überlieferten Ordnungen und ihre Werte mit den Formen und Inhalten des gegenwärtigen und des künftigen Lebens in Verbindung bringen» möchte.²⁰

IV

Bei der Erarbeitung einer langfristigen Konzeption für die erhaltende Stadtkernerneuerung können die örtlichen Gegebenheiten zwar in jedem Einzelfall

zu ganz verschiedenen Ergebnissen führen; eine Überlegung bleibt jedoch überall gültig: Man kann aus einer Altstadt mit noch so viel Abbrüchen kein «Neubaugebiet» machen. Deshalb gilt es, *das* an ihr zu nutzen und zu fördern, was sie anderen Stadtteilen voraus hat. Ist die Spitzhacke dazu das richtige Instrument? Bevor wir sie ansetzen, sollten wir stets an eines denken: Noch nie haben die Enkel ihren Großvätern vorgeworfen, sie hätten zu wenig abgebrochen.

- ¹ KRAUS, KARL: «Beim Wort genommen.» Zitiert nach CONRADS «Fachliteratur aus einem Fach ohne Boden» in: Städtebauliche Beiträge, herausgegeben vom Institut für Städtebau und Wohnungswesen, Heft 1/1963, S. 7.
- ² MITSCHERLICH, ALEXANDER: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, Frankfurt 1965, S. 14.
- ³ MITSCHERLICH, op. cit. S. 126.
- ⁴ Einige Beispiele: HUNDERTWASSER, FRIEDERICH, Verschimmelungs-Manifest gegen den Rationalismus in der Architektur in Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts, Berlin 1964. – Ausstellung «Heimat Deine Häuser» veranstaltet vom BDA, Landesgruppe Baden-Württemberg, Stuttgart 1963. – JACOBS, JANE: Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Bauwelt Fundamente Band 4, Berlin 1963. – SIEDLER, WOLF JOBST und ELISABETH NIGGEMEYER: Die gemordete Stadt, Berlin 1964.
- ⁵ LYNCH, KEVIN: Das Bild der Stadt, Bauwelt Fundamente Band 16, Berlin 1965. – CRAIK, KENNETH H.: The Comprehension of the every day physical Environment, AIP-Journal Jan. 1968. – MICHELSON, WILLIAM: An empirical Analysis of Urban Environmental preferences, AIP-Journal Nov. 1966. – ALBERS, GERD, PETER BREITLING und FRID BÜHLER: Stadterneuerung und Entwicklungsplanung, herausgegeben von der Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen, Stuttgart (erscheint 1971).
- ⁶ CULLEN, GORDON: Townscape, London 1961.
- ⁷ LOOS, ADOLF: Ornament und Verbrechen, in: Sämtliche Schriften, herausgegeben von FRANZ GLÜCK, Wien 1962, S. 276 ff.
- ⁸ LUTZ, BURKART: Sozialwissenschaftliche Gesichtspunkte zur

- Erneuerung von Regensburg, in: Regensburg – zur Erneuerung einer alten Stadt, Düsseldorf 1967, S. 150.
- ⁹ Zahlen nach den Ergebnissen der Wohnungs- und Gebäudezählungen 1950 und 1970 veröffentlicht im Statistischen Jahrbuch der Bundesrepublik Deutschland und nach Untersuchungen des Verfassers.
 - ¹⁰ HOFFMEISTER, JOHANNES: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Hamburg 1955, S. 304.
 - ¹¹ WILDEMAN, DIETHER: Erneuerung denkmalwerter Altstädte. 5. Sonderheft der Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes, 2. Aufl. 1971, S. 6, im gleichen Sinne bezogen auf Tübingen. – HECK, OSKAR: Denkmalpflege und Verkehr, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1962, S. 71.
 - ¹² LUTZ, BURKART op. cit. S. 151.
 - ¹³ Der Begriff Rehabilitation hat sich in Großbritannien und den USA als Bezeichnung für die erhaltende Erneuerung eingebürgert. Im deutschen Sprachraum wird meist von «Regeneration» oder «Wiederbelebung» gesprochen, so z. B. bei FORAMITTI, LEISCHING: Wiederbelebung historischer Stadtviertel, die Lösung in Frankreich als mögliches Vorbild, Graz 1965.
 - ¹⁴ BREITLING, PETER, HANS DETLEF KAMMEIER und GERHARD LOCH: Tübingen – erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns, München 1971.
 - ¹⁵ Der Begriff «grain» der hier mit Körnung wiedergegeben wird, wurde von den Amerikanern LYNCH und RODWIN Ende der fünfziger Jahre als Begriff zur Charakterisierung des Maßstabes in der städtebaulichen Fachsprache etabliert. (A Theory of Urban Form, AIP-Journal 1958, S. 201–214.)
 - ¹⁶ ALBERS, BREITLING, BÜHLER: Stadterneuerung und Entwicklungsplanung a. a. O., und KLÖPPER, RUDOLF: Der Stadtkern als Stadtteil, in: Proceedings of the IGU Symposium in urban Geography 1960, Lund 1962, S. 535 ff.
 - ¹⁷ Nach COLIN BUCHANAN «Verkehr in Städten», Essen 1964, S. 217.
 - ¹⁸ Ein Beispiel für eine solche Satzung findet sich in dem erwähnten Werk Tübingen – erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns, a. a. O., S. 55.
 - ¹⁹ Stadtzentrum Tübingen. Das Baureferat stellt Vorschläge für die Erneuerung zur Diskussion. Tübingen 1971.
 - ²⁰ Aus der «Einladung zum Beitritt» des Schwäbischen Heimatbundes.

Alle fotografischen Aufnahmen: Hellmut Hell, Reutlingen.

Möglichkeiten und Formen der Stadt- und Dorfsanierung

Joachim Veil

Beinahe täglich lesen oder hören wir in Presse und Funk von den «kranken» Städten und Gemeinden in aller Welt. Damit sind die Fragen des Umweltschutzes genauso angesprochen wie die Probleme wirtschaftlicher und finanzieller Art, die überall zu weitreichenden Eingriffen in den persönlichen Lebensbereich jedes Bürgers zwingen, wenn nicht in absehbarer Zeit eine Situation eintreten soll, welche eine «Heilung» völlig ausschließt. Daß diese Krankheit nicht nur ein deutsches Problem ist, sondern ebenso in den europäischen Nachbarländern wie auch in Übersee auftritt, können wir auf Urlaubs-

reisen und aus Filmberichten ersehen, nur daß wir diese Zustände dort meist als malerisch oder romantisch bezeichnen.

Dabei war das Bedürfnis, kranke Stellen in den Städten und Dörfern zu «sanieren», schon immer vorhanden. In der Regel war dies aber früher ein kaum ins Auge fallender, langfristiger Vorgang, sofern nicht durch Brandkatastrophen grundsätzliche Erneuerungen erfolgt sind. Meist wurden nur nach den täglichen Bedürfnissen und den wirtschaftlichen Möglichkeiten einzelne Gebäude ausgebessert oder durch Neubauten ersetzt. Die wirtschaftliche

Entwicklung und das städtebauliche Wachstum gingen in diesen Zeiten also praktisch parallel nebeneinander her.

Die sich immer mehr steigende wirtschaftliche Entwicklung und die daraus folgende Zunahme des Verkehrs führten jedoch zwangsläufig zu einem Auseinanderklaffen der beiden Wachstumskurven. Die Notwendigkeit der ständigen Verbesserung von Fabrikations- und Verkehrseinrichtungen sowie der wachsende Wohnkomfort sind der Anlaß, mit allen verfügbaren Mitteln eine Anpassung der städtischen Substanz an die neuen Bedürfnisse zu versuchen. Die langdauernde wirtschaftliche Krise, die Kriegs- und Nachkriegszeit haben darüber hinaus einen Rückstand eintreten lassen, daß die Kluft zwischen dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufstieg und den technischen und finanziellen Möglichkeiten der städtebaulichen Angleichung immer größer wurde. Gerade der Umstand, daß große Teile der Grundbesitzer nicht in der Lage waren, wesentliche Investitionen zur Erneuerung ihres Baubestandes vorzunehmen und daß die Gemeinden vordringliche Aufgaben des Gemeinbedarfes und der öffentlichen Versorgung zu erfüllen hatten, ergab den bekannten Notstand.

Das Problem wurde allgemein erkannt und führte zu dem jetzt bevorstehenden Erlaß eines «Gesetzes über städtebauliche Sanierungs- und Entwicklungsmaßnahmen in den Gemeinden (Städtebauförderungsgesetz)». Wenn dieses Gesetz auch sicher nicht alle Schwierigkeiten von heute auf morgen beseitigen kann, so wird es doch eine brauchbare Grundlage sein, alle heiklen Fragen aufzugreifen und im Laufe der Jahre wenigstens die wesentlichsten Krankheitserscheinungen zu heilen, also unsere Städte und Dörfer zu «sanieren».

Krankheitssymptome, im Gesetz als «städtebauliche Mißstände» bezeichnet, liegen vor, wenn ein Gebiet nach seiner Bebauung oder seiner sonstigen Beschaffenheit den allgemeinen Anforderungen an gesunde Wohn- und Arbeitsverhältnisse oder an die Sicherheit der in ihm wohnenden oder arbeitenden Menschen nicht entspricht. Damit sind also vorwiegend die überalterten, zu stark verdichteten Innenbereiche unserer Städte und Dörfer gemeint. Diese leiden dazuhin noch meist unter erheblichen Einwirkungen des Verkehrs oder irgendwelcher Gewerbe- und Industriebetriebe, oder sie sind ungenügend erschlossen. Als krank müssen aber auch die Gebiete bezeichnet werden, welche in der Erfüllung der Aufgaben beeinträchtigt sind, die ihnen nach ihrer Lage und Funktion zukommen. Als solche kann man z. B. die Gebiete ansehen, die im Schatten irgendwelcher Geschäfts- oder Verkehrsschwer-

punkte liegen, ohne an deren Vorteilen unmittelbar teilzuhaben. Meist stehen diese sogar einer weiteren Entwicklung im Wege und zwingen dadurch die Gemeinden und die Gesamtwirtschaft zu nicht vertretbaren Mehraufwendungen. Städtebauliche Mißstände können aber auch vorliegen, wenn ein Gebiet mit den notwendigen Infrastruktureinrichtungen, also mit Grünflächen, Schulen und sonstigen sozialen und kulturellen Einrichtungen unzureichend versorgt ist.

Nach diesen Merkmalen lassen sich zwei Sanierungsmethoden unterscheiden:

Die Sanierung mit wirtschaftlicher Ausrichtung und die Sanierung mit sozialer Ausrichtung.

Die erste Methode wird bei den derzeitigen Verhältnissen und der gegebenen Finanzlage wohl in nächster Zeit vorwiegend zur Ausführung kommen. Das bedeutet, daß diese Sanierungskosten weitgehend durch das Ergebnis der Maßnahmen getragen werden müssen oder deutlicher gesagt: Die Wirtschaftlichkeit der Maßnahmen muß gewährleistet sein.

Dagegen wird die Sanierung mit sozialer Ausrichtung nur unter erheblicher finanzieller Beteiligung der öffentlichen Hand zu verwirklichen sein. Bei der angespannten Finanzsituation von Bund, Land und Gemeinden wird diese Sanierungsmethode auf wenige Fälle beschränkt bleiben müssen. Es sollte aber versucht werden, zwischen beiden Methoden einen tragbaren Kompromiß zu finden. Die Mischung von wirtschaftlich rentierlichen Maßnahmen mit weniger ertragsfähigen Vorhaben mit öffentlicher Förderung wird die beste Anlage aller Mittel mit größtem gesamtwirtschaftlichem Effekt ergeben.

Erfolgt die Auswahl der Sanierungsobjekte durch die Gemeinden und die Privatwirtschaft ausschließlich nach den Gesichtspunkten der größten Rentabilität, so werden immer nur örtliche Teilerfolge erzielt werden können. Durch die in unmittelbarer Nähe verbleibenden Krankheitsherde besteht ständig die Gefahr der erneuten Erkrankung. Der Vergleich der Gemeinde als lebendiger Organismus mit dem menschlichen Körper ist immer wieder naheliegend und durchaus zutreffend.

Auf welche Weise soll nun eine Gemeindegensanierung angegangen werden? Es bietet sich im allgemeinen an, dort, wo die Schäden offensichtlich werden, durch eine Operation einzugreifen. Sehr oft ist aber dieses äußere Krankheitsmerkmal nur eine Folge innerer Schwächen. Es muß deshalb vorausgesetzt werden, daß jede Gemeinde, in welcher die Notwendigkeit zur Sanierung erkannt worden ist, über eine langfristige Kontrolle ihrer inneren Verhältnisse verfügt. Der Fachmann bezeichnet dieses Kontrollverfahren als «städtebauliche Bestands-

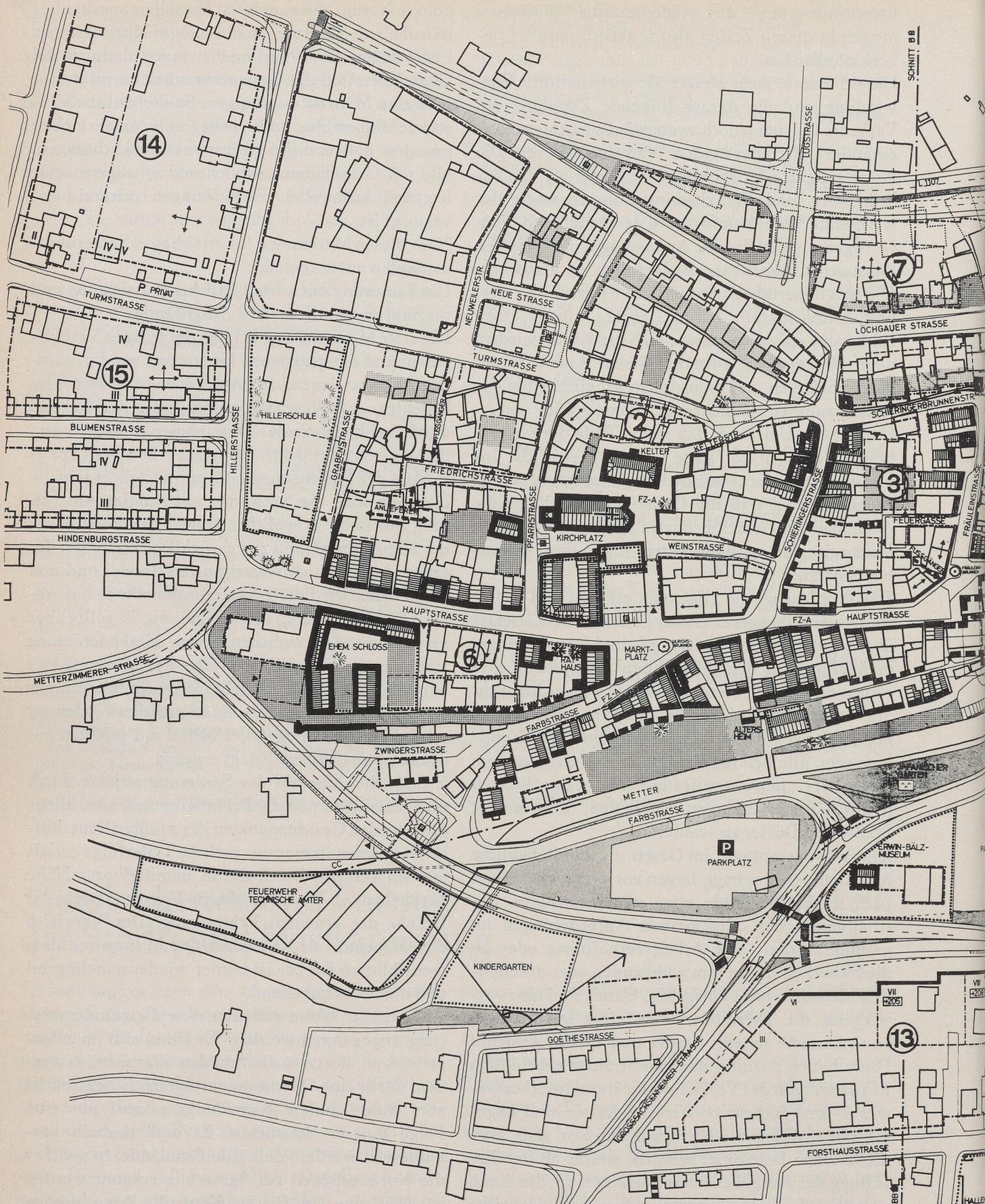


Abb. 1. Ausschnitt aus dem Sanierungsplan der Stadt Bietigheim.
 Festlegung der planerisch wichtigen Gesichtspunkte für die weitere Bearbeitung der Detailpläne. Der Plan wird

Stadt Bietigheim ALTSTADT

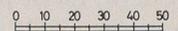
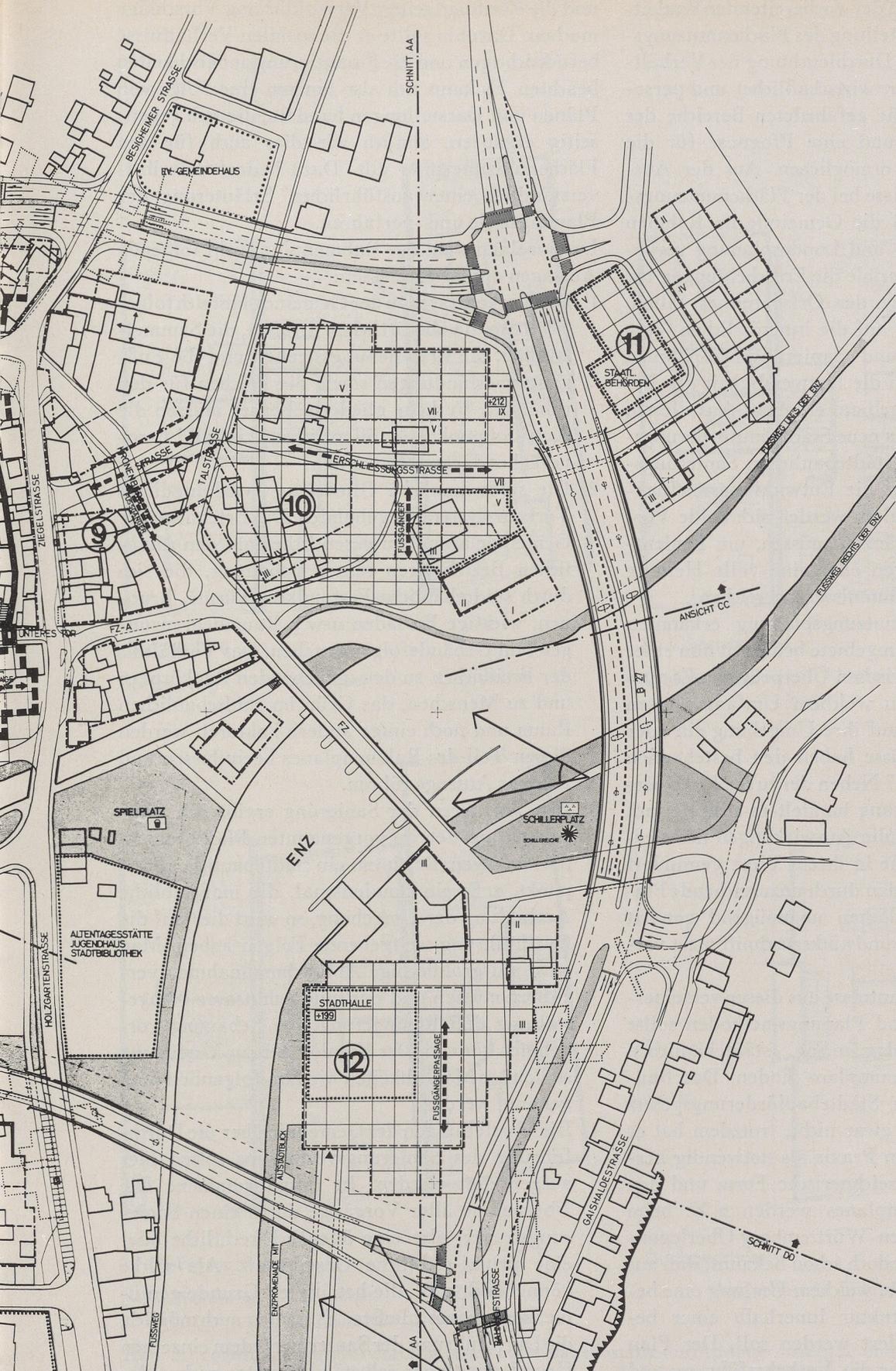
SANIERUNG

RAHMENPLAN

ZEICHENERKLÄRUNG

(Die angegebenen §§ beziehen sich auf die Baugestaltungssatzung für die Altstadt)

- Baudenkmäler, sonstige wertvolle Gebäude (§ 2)
- Denkmalschutzzonen (§ 3):
- Gesamtbild zu erhalten
- Veränderung mit bes. gestalterischen Auflagen geplant
- Charakt. Baufluchten:
 - geschlossen zu bebauen
 - - - unterbrochen
- Baugrenzen (§ 23 (2) BauNVO)
- Charakt. Dachformen
- Firstrichtung
- Hauptgebäudeorientierung
- Gebäudehöhe (Höchstgr.):
- VI Zahl der Vollgeschosse
- +285 anzustrebende Dachoberkante—bezogen auf NN
- Gebäudeabbruch wegen Straßenbau
- ⑦ Sanierungszone, bes. Planung erforderlich
- Verkehrsflächen: (§ 9 (1) 3 BBauG)
 - Fahrbahnen
 - Gehwege
 - FZ Fußgängerzone
 - FZ-A —Anliegerverk. frei
 - Geh- oder Fahrverbindungen erforderlich, in Lage noch nicht fixiert
 - Öffentl. Parkplätze
 - Tiefgaragen mit Zufahrten, in Lage u. Ausdehnung noch nicht fixiert
 - Öffentl. Grünflächen (§ 9 (1) 2 BBauG)
 - Parkanlagen
 - Spielplätze
 - Private Grünflächen:
 - vorhanden
 - geplant, Abgrenzung noch nicht fixiert
 - Bäume zu erhalten
 - Baugrundstücke für den Gemeinbedarf (§ 9 (1) 1 BBauG)
 - Altstadtblick freizuhalten
 - Schnittlinien
 - Räumlicher Geltungsbereich des Rahmenplanes



Stadtplanungsamt
Bietigheim / Enz



Dez.
1969

ergänzt durch weitere Angaben über Verkehrswege, Nutzungsvorschläge, Ausführungsmöglichkeiten usw.
(Mit freundlicher Genehmigung des Stadtplanungsamtes Bietigheim, Stadtbaudirektor Gormsen.)

aufnahme» im Rahmen der vorbereitenden Bauleitplanung, also der Aufstellung des Flächennutzungsplanes. Die gründliche Durchleuchtung der Verhältnisse in städtebaulicher, wirtschaftlicher und personeller Hinsicht muß die gefährdeten Bereiche der Gemeinde aufzeigen und eine Prognose für die künftige Entwicklung ermöglichen. Aus der Auswertung der Erkenntnisse bei der Flächennutzungsplan-Aufstellung muß die Gemeinde im Rahmen der von der Regional- und Landesplanung vorbestimmten Entwicklungsziele die Entscheidungen für die weitere Gestaltung des Ortsbereiches fällen. Dies kann sich sowohl auf die innerörtlichen Verhältnisse auswirken und Sanierungsmaßnahmen hervorrufen oder kann die Notwendigkeit der Erschließung neuer Baugebiete ergeben. Aus diesem Grunde bezieht sich das neue Städtebauförderungsgesetz sowohl auf die städtebaulichen Sanierungsverfahren als auch auf die Entwicklungsmaßnahmen. In sehr vielen Fällen werden sich beide Vorgänge gegenseitig ergänzen müssen, um Fehlentwicklungen vorzubeugen oder eine volle Heilung der langfristigen Versäumnisse zu erreichen.

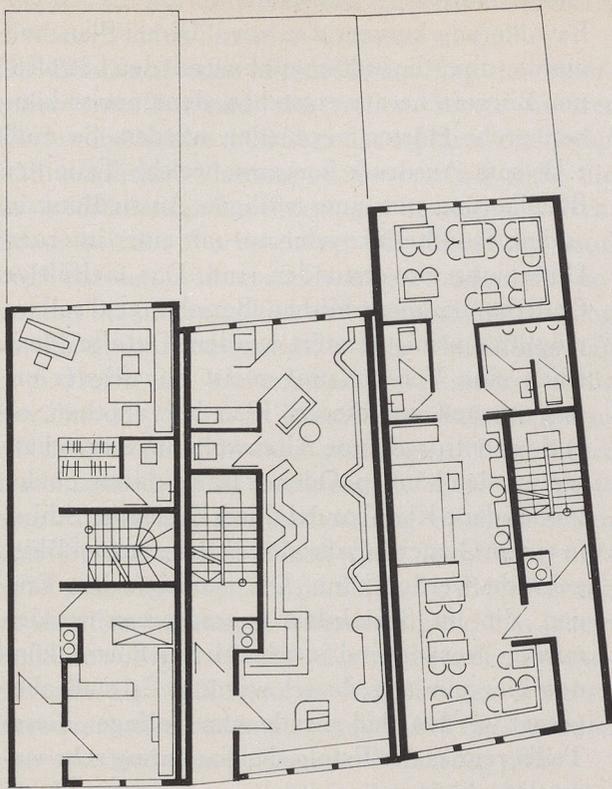
Die bei der Flächennutzungsplanung erkannten städtebaulichen Problemgebiete bedürfen nun einer weitergehenden planerischen Überprüfung. Es muß festgestellt werden: In welchem Umfang wirken diese Problemgebiete auf ihre Umgebung ein oder welche äußeren Einflüsse haben den bestehenden Zustand herbeigeführt? Neben der zu starken Überalterung und Verdichtung handelt es sich vielfach um Flächen, die durch die Auswirkungen des Verkehrs und der Industrie in ihrem Wert gemindert wurden oder aber wurden durch unzureichende Planung die Blockinnenflächen ungenügend genutzt oder der ungünstige Grundstückszuschnitt nicht verbessert.

Das Ergebnis der Erkenntnisse aus diesen verfeinerten Untersuchungs- und Planungsmethoden sollte dann seinen Niederschlag im sog. «städtebaulichen Rahmen- oder Programmplan» finden. Das Bundesbaugesetz und das Städtebauförderungsgesetz kennen diesen Begriff zwar nicht, trotzdem hat er sich in der planerischen Praxis als notwendig herausgestellt. Über die zeichnerische Form und den Inhalt dieses Rahmenplanes werden z. Z. beim Innenministerium Baden-Württemberg Überlegungen angestellt. Es ist jedoch schon bekannt, daß aus ihm hervorgehen soll, in welchem Umfang eine bestehende Gemeindestruktur innerhalb einer bestimmten Frist verändert werden soll. Der Plan darf also nicht nur über die Verkehrsführung und die städtebauliche Gliederung Auskunft geben, sondern er sollte auch über das vorgesehene Verfahren

und die Zeitfolge seiner Verwirklichung Vorschläge machen. Dazuhin sollte er die sozialen Verhältnisse berücksichtigen und die Finanzierungsmöglichkeiten beachten. Es kann sich also nur um eine Folge von Plänen und Darstellungen handeln, die sich gegenseitig ergänzen, ähnlich wie dies auch für den Flächennutzungsplan gilt. Dazu bedarf es selbstverständlich einer ausführlichen Erläuterung der Planungsziele und -verfahren.

Im einzelnen wird der Rahmenplan wohl folgende Aussagen enthalten müssen:

1. Das Verkehrssystem der Gemeinde läßt sich folgerichtig in die überörtlichen Straßen, die Sammelstraßen, die Erschließungsstraßen und die Fußgängerverbindungen sowie die Flächen für den ruhenden Verkehr gliedern. Ferner müssen die Anschlußpunkte des öffentlichen Nah- und Fernverkehrs dargestellt werden.
2. Die stadträumliche Gliederung wird in dieses Verkehrssystem eingebunden. Das Erlebnis einer Gemeinde beruht im wesentlichen auf den räumlichen Beziehungen seiner Bebauung, die sich durch städtebauliche Festpunkte (Türme, Brunnen, wichtige Fassaden usw.), Raumbegrenzungen und Gebäudefolgen ergeben. Das Verhältnis der Freiflächen zu den umgebenden Baukörpern und zu Menschen, das Grün im städtebaulichen Raum und noch einige andere Faktoren werden diesen Teil des Rahmenplanes beeinflussen und zu einer Aussage führen.
3. Das Verfahren der Sanierung ergibt sich weitgehend aus den im vorgenannten Plan gemachten Aussagen. Bestimmt ein städtebaulicher Festpunkt, z. B. ein Baudenkmal, die maßstäbliche Ausbildung der Umgebung, so wird dies auf die Durchführung weitgehende Folgen haben. Man wird auf großflächige Abbruchmaßnahmen verzichten müssen und nur eine behutsame Neugestaltung und Renovierung der Bebauung vornehmen können. Der Katalog der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten wird im folgenden noch genannt werden.
4. Die Vorstellungen der Gemeinde über die Durchführung des Sanierungsverfahrens sollen hier ausgebreitet werden. In Frage kommen: Die Übernahme aller Vorgänge durch einen Sanierungsträger, also eine öffentlich-rechtliche oder eine privat-rechtliche Gesellschaft. Als solche können sich z. B. alle beteiligten Grundeigentümer zusammenschließen. Es ist aber auch möglich, die Durchführung der Sanierung jedem einzelnen Grundeigentümer selbständig, unter mehr oder weniger starker Beratung und Förderung durch die Gemeinde, zu überlassen. Die rechtlichen



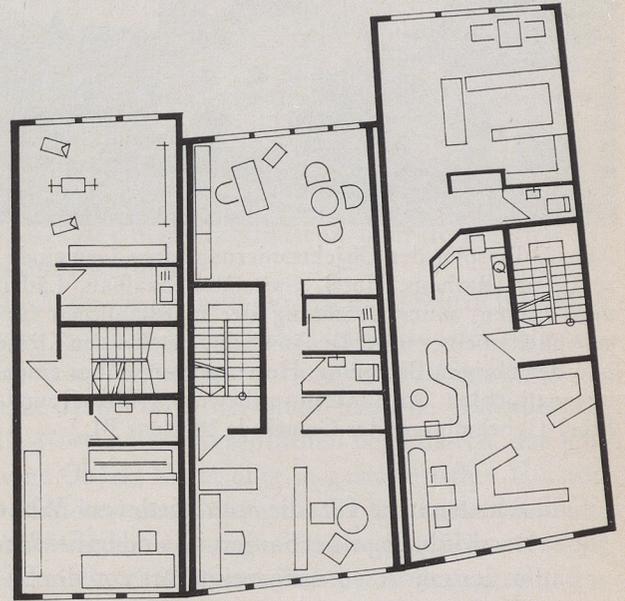
Erdgeschoss

Reinigung

Boutique

Gaststätte

0 1 5 10

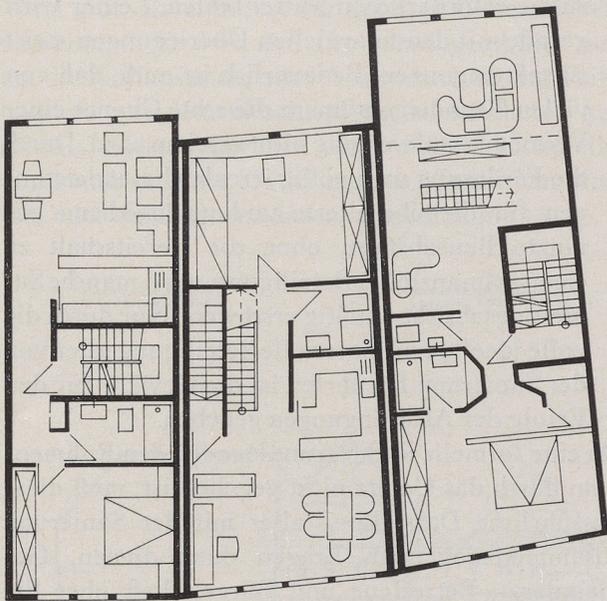


1. Obergeschoss

Lichtpausenanstalt

Notar

Buchclub

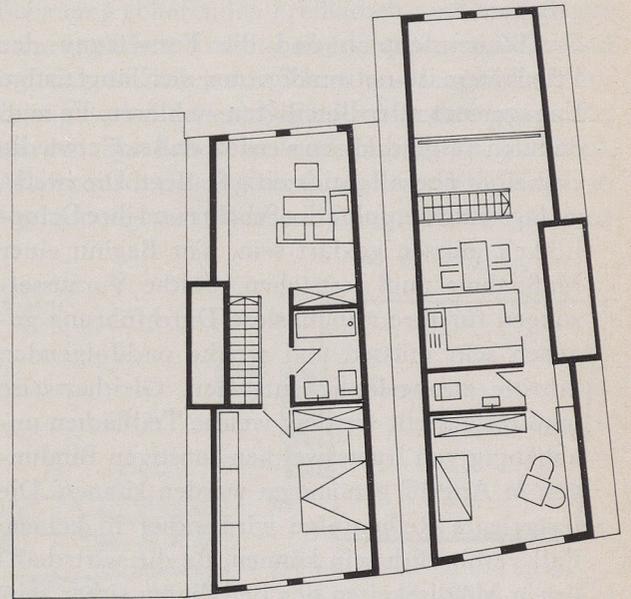


2. Obergeschoss

2-Zi. Wohnung

4-Zimmer
Maisonette

4-Zimmer
Maisonette



Dachgeschoss

Maisonetten oberer Teil

Abb. 2. Vorschläge zur Aufwertung einer alten Bausubstanz durch Modernisierung und Erneuerung unter Konservierung erhaltenswerter Fassaden. (Aus: Schwäb. Hall, Ansätze einer Stadterneuerung. Mit freundlicher Genehmigung der Neuen Heimat Baden-Württemberg, Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft mbH. Stuttgart.)



Abb. 3. Beispiel der Objektsanierung eines Gemeindezentrums (Rathaus, Hotel, Gaststätte, Saalbau, Läden und Praxen) unter Beachtung der maßstäblichen Gegebenheiten einer unter Denkmalschutz stehenden Kirche und der übrigen Bebauung. Hervorgegangen aus einem internationalen Architektenwettbewerb. (Mit freundlicher Genehmigung der Gemeinde Muttenz BL.)

Voraussetzungen für die verschiedenen Wege der Durchführung einer Sanierung sind im Städtebauförderungsgesetz aufgezeigt. Der von der Sanierung Betroffene muß schon in diesem Stadium erkennen können, in welcher Form ihm die Gemeinde bei der Verwirklichung zur Hand gehen kann oder ob er vorübergehend die Verfügungsgewalt über seinen Besitz an einen Dritten abgeben muß.

5. Der Zeitstufenplan und die Festsetzung der Prioritäten ist notwendig, um das langfristige Engagement aller Beteiligten zu klären. Es muß dadurch ausgeschlossen werden, daß sich etwa die Gemeinde überall gleichzeitig festlegt. Die zweckmäßigste Reihenfolge der Schritte und ihre Dringlichkeit müssen geklärt sein. Vor Beginn einer Maßnahme muß feststehen, welche Voraussetzungen für ihre reibungslose Durchführung gegeben sein müssen und welche nachfolgenden Schritte zwangsläufig entstehen. GleichermäÙen muß festgestellt werden, welche Teilflächen unabhängig von irgendwelchen sonstigen Bindungen in Angriff genommen werden können. Die festgelegte Reihenfolge wird sicher in keinem Fall verbindlich sein können, da die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Beteiligten sicher zeitweilig verschieden sein werden, eine bestimmte Tendenz über den Ablauf aller Maßnahmen sollte aber festgelegt werden. Die einzelnen Flächeneinheiten werden dabei möglichst klein gewählt, denn je geringer die Zahl der Beteiligten im Einzelfall ist, desto leichter sind die einzelnen Abschnitte zu verwirklichen.
6. Der Sozialplan soll deutlich werden lassen, welche

Auswirkungen die Sanierung auf das Leben der Bevölkerung hervorrufen wird. Dieser Plan muß aus der direkten Fühlungnahme mit den betroffenen Bürgern heraus entstehen, denn nur so können grobe Härten vermieden werden. So muß z. B. zum Ausdruck kommen, welche Teile der Bevölkerung mit einer völligen Aussiedlung in andere Stadtbezirke oder nur mit einer internen Umsetzung einverstanden sind. Das vielfältige Geflecht der menschlichen Beziehungen soll ja möglichst wenig zerstört werden. Da alte Menschen eine Verpflanzung meist nur schwer ertragen, muß aus diesem Plan hervorgehen, ob und wo entsprechende Altenwohnungen geschaffen werden können. Oder es ist zu klären, ob der vorhandene Kleinhandel durch Zusammenschluß in einem Gemeinschaftswarenhause zu neuer Blüte gebracht werden kann. Die mannigfachen Fragen, die im Sozialplan angesprochen werden müssen (vorwiegend in schriftlicher Form), können hier nur angedeutet werden. Es muß aber gesagt werden, daß gerade vom Gelingen dieses Teilbereiches der Erfolg der Sanierung sehr wesentlich abhängt.

7. Eine überschlägige Finanzplanung muß mit zu den ersten Überlegungen in der Sanierung gehören. Die beste Verkehrslösung und die schönste Gestaltung sind nicht zu verwirklichen, wenn dazu die erforderlichen Mittel fehlen. Leider wird gerade mit den finanziellen Überlegungen meist zu spät begonnen. Bedauerlich ist auch, daß von vielen Grundeigentümern die echte Chance einer Vermögensaufwertung nicht gesehen wird. Durch die Forderung nach völlig irrealen Ersatzleistungen für die überalterte und unzureichend genutzte Bausubstanz, ohne die Bereitschaft zu eigener finanzieller Beteiligung, wird manche Sanierungsabsicht unnötig erschwert. Nur durch die volle ideelle und materielle Beteiligung aller von der Sanierung Berührten ist die Gewähr für den Erfolg der Anstrengungen gegeben.

Da eine formelle Rechtsgrundlage für den Rahmenplan durch das Gesetz nicht gegeben ist, muß diese ausführliche Darstellung aller mit der Sanierung zusammenhängenden Fragen dazu dienen, Gemeinderat, Betroffene und Bürgerschaft über die Möglichkeiten und die Konsequenzen der notwendigen Entscheidungen zu unterrichten. Der Rahmenplan wird also nach vorhergehender breiter Diskussion in der Öffentlichkeit von der Verwaltung ausgearbeitet und vom Gemeinderat als Akt der Selbstbindung beschlossen. Ein Zurück von dem einmal betretenen Weg wird es nicht mehr oder nur unter größten finanziellen und ideellen Schädigungen ge-

ben, worauf nur noch eine weitere Verschlechterung der bestehenden Situation eintreten wird.

Die Erhaltung oder Wiederherstellung der kulturellen, ideellen und materiellen Werte unserer Dörfer und Städte muß aber das erklärte Ziel jeder städtebaulichen Planung sein, wenn wir nicht die Basis für künftige Entwicklungen beseitigen wollen. Schon bei der Vorbereitung der Sanierung muß nicht nur den politischen Gremien, sondern der gesamten Bevölkerung klar werden, daß die Achtung vor diesen Werten Grundsatz jeder Maßnahme sein muß. Durch eine breite Öffentlichkeitsarbeit ist die Bevölkerung davon zu überzeugen, daß die kulturellen Werte auch in einer geänderten Umwelt ihre Daseinsberechtigung besitzen, die ideellen Werte eine Erneuerung und Aufwertung erfahren sollen und die materiellen Werte nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Es muß also der Bevölkerung verdeutlicht werden, daß Sanierung nicht in jedem Fall den völligen Abbruch des bestehenden Zustandes und die Aufhebung aller bisherigen örtlichen Besonderheiten bedeutet, sondern daß es eine Reihe von verschiedenen Formen der Sanierung gibt:

Die *Konservierung* wird bei allen kulturell wichtigen Bauten oder städtebaulichen Raumbildungen anzuwenden sein. Es muß versucht werden, die Substanz wieder so herzustellen, daß der ursprüngliche Zustand und Charakter, der dem Objekt seinen Wert gibt, unverändert auf künftige Generationen überkommt. Es wird sich also vorwiegend hier nur um die Ausbesserung oder Auswechslung der Teile handeln, die dem Gesamtobjekt zum Schaden reichen. Dieses Vorgehen wird oft sehr kostspielig und kaum ohne die Förderung aus öffentlichen Mitteln oder durch einen Mäzen möglich sein.

Die *Modernisierung* wird daher häufiger als die Konservierung angewandt werden müssen. In diesen Fällen muß es gelingen, den inneren Gehalt und die Nutzung der Bausubstanz so zu aktivieren, daß die Erhaltung durch Konservierung der äußeren Erscheinung oder einzelner Bauelemente unter Beachtung einer zeitgemäßen Nutzung erfolgt. In der einfachsten Form handelt es sich hier um den Einbau moderner Installationen zur Verbesserung des Wohnwertes, kann aber bis zum völligen inneren Umbau zur Aufnahme neuer Funktionen führen. Als Beispiel soll nur der Umbau eines alten Bürgerhauses zu einem Stadtmuseum oder dergleichen angeführt werden.

Die *Erneuerung* stellt den nächsten Schritt dar. Hier wird eine alte Bausubstanz teilweise oder vollständig beseitigt und durch neue Bauausführungen ersetzt. Dabei wird der städtebauliche Maßstab und die Nutzung im wesentlichen beibehalten, das einzelne Objekt bleibt aber in gestalterischer Hinsicht Bestandteil des Gesamtensembles. Diese Maßnahmen werden vorwiegend vom Eigentümer selbst veranlaßt. Eine grundsätzliche Änderung tritt somit weder in den Besitzverhältnissen noch in der Gemeindestruktur ein.

Die *Auskernung* stellt eine Zusatzform der bisher genannten Sanierungsformen dar. Die Entwertung des Baubestandes trat vielfach nur ein, weil die zur Bebauung gehörenden Freiflächen zum Nachteil der ursprünglichen Nutzung überbaut wurden. Da man in früheren Zeiten den Schritt aus der (vielfach nur geistig vorhandenen) Enge des Mauerrings scheute, wurden Straßenräume und Hofflächen überbaut. Allein durch die Auskernung dieser Freiflächen in Verbindung mit Konservierung, Modernisierung

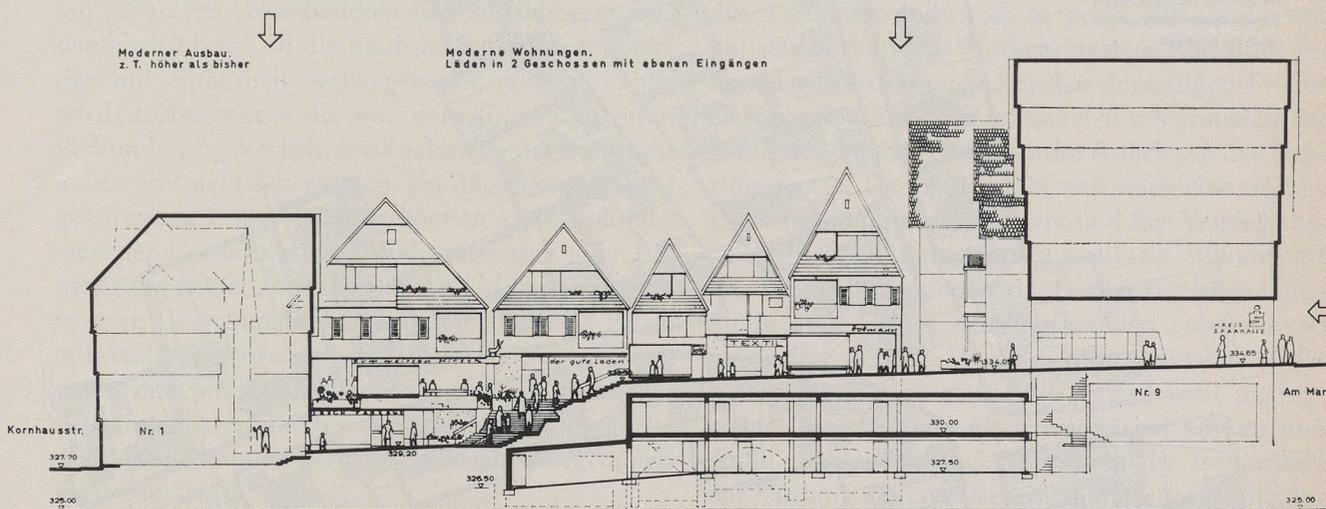


Abb. 4. Auskernung eines überalterten Baublocks mit Modernisierung und Erneuerung der Bausubstanz. Aktivierung der Blockinnenfläche durch Einbau einer Tiefgarage unter Ausnützung der Geländeverhältnisse und Schaffung eines Fußwegenetzes mit zusätzlichen Ladenfronten. (Planung Lammblock Tübingen, Arch. Dipl.-Ing. F. K. Schmidt, Tübingen. Mit freundlicher Zustimmung des Stadtplanungsamtes Tübingen.)

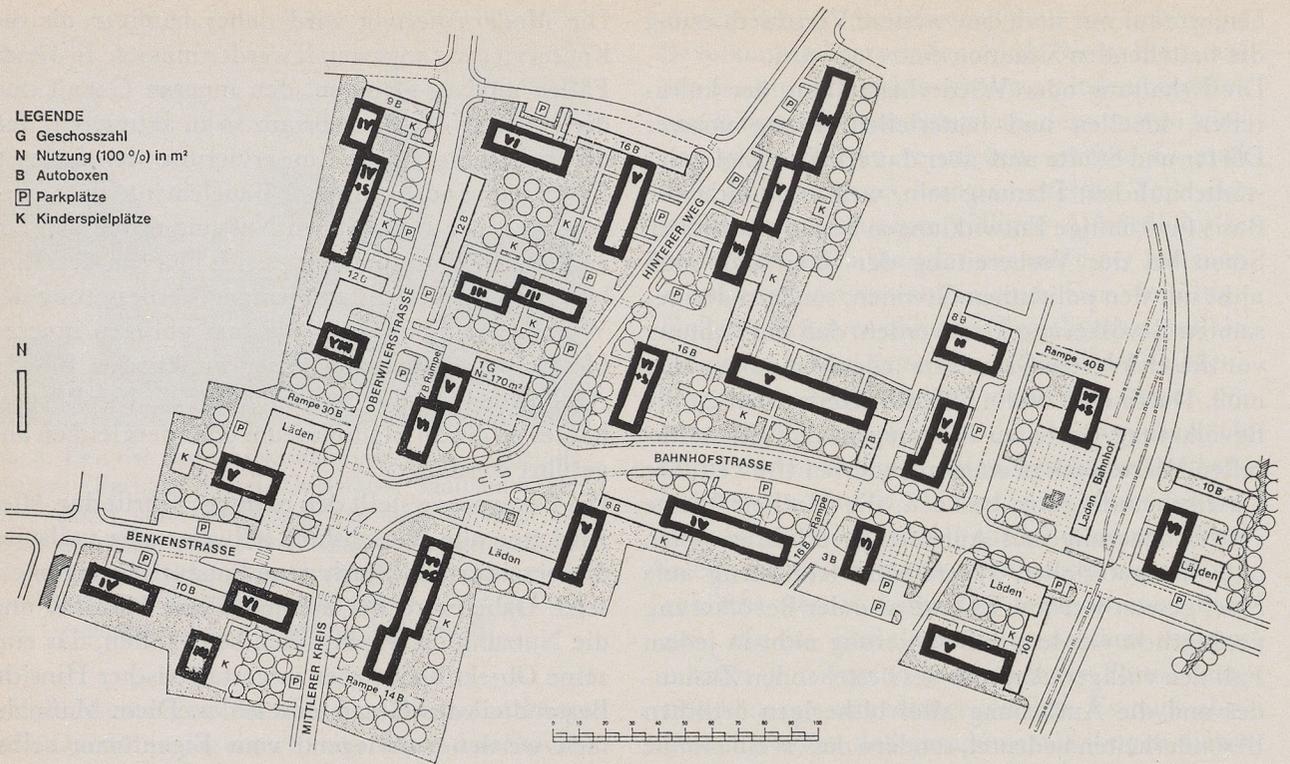
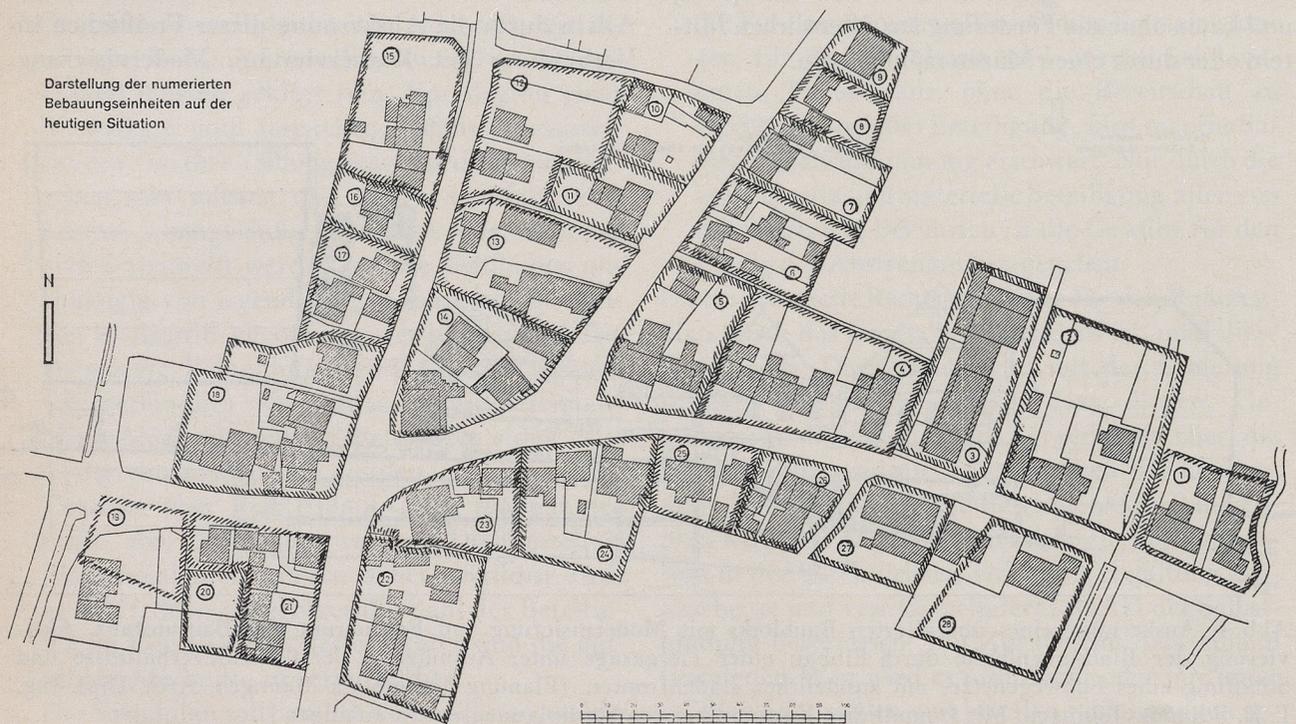


Abb. 5. Gegenüberstellung von Planung und Zustand für eine totale Flächenanierung einer Gemeinde im Einzugsbereich einer Großstadt. Ein angrenzender Bereich der ehemaligen Dorfmitte mit der unter Denkmalschutz stehenden Kirche soll unter Beachtung der Maßstabsverhältnisse durch eine additive Flächenanierung bereinigt werden. (Planung Therwil bei Basel, mit freundlicher Genehmigung, Arch. SIA BSA M. Bütler, Muttenz BL.)



und Erneuerung lassen sich schon gute Erfolge zu einer Wiederbelebung der Sanierungsgebiete erreichen. Als Sonderfall sei noch erwähnt, daß die Auskernung der Innenhöfe auch eine 100 %ige Überbauung mit einem Geschöß ergeben kann. Damit wird die Hoffläche um eine Ebene angehoben, bei voller Ausnutzungsmöglichkeit im Erdgeschoß und Verbesserung der Zustände in den Obergeschossen.

Die *Objektsanierung* erst bedeutet einen völligen Wandel der Bausubstanz. Mit diesem Begriff wird die Beseitigung eines Gebäudes und dessen Ersatz durch einen Neubau bezeichnet, unter neuzeitlicher Gestaltung und meist auch völlig veränderter Nutzung. Durch derartige Objektsanierungen ergeben sich in der Regel dann mehr oder weniger große Rückwirkungen auf die Struktur des Baugebietes. Daß aber gerade diese Maßnahmen auch besondere Gefahren in sich bergen, darf nicht verschwiegen werden. Durch das Herauslösen der wertvollsten Objekte kann sehr oft für die Umgebung der Anreiz zum Nachziehen abgewürgt werden, daß nur die wenig rentierlichen Objekte übrigbleiben. Damit ist aber auch dem Schrittmacher meist nicht gedient. Es muß also dringend davor gewarnt werden, durch die Streuung von Einzelobjekten einen Gemeindeorganismus sanieren zu wollen. In den meisten Fällen wird die verbleibende schlechte Altsubstanz den Neubau eher abwerten, als es diesem gelingen kann, die Umgebung aufzuwerten.

Durch Zusammenfassung mehrerer Einzelobjekte, der *Gruppensanierung*, kann erst ein ausreichend starker Magnet gebildet werden, welcher größere Auswirkungen auf die Umgebung hervorzurufen vermag. Nur durch dieses gemeinsame Vorgehen auf mehreren Grundstücken läßt sich ein entscheidender Einbruch in die bauliche Substanz erzielen, der mit Sicherheit weitergehende Folgen haben wird. Insbesondere die mit derartigen Eingriffen verbundenen Verkehrsmaßnahmen dürfen nicht außer acht gelassen werden. Zu diesen zusammengehörenden Einzelobjekten können auch Maßnahmen der Konservierung, Modernisierung oder Erneuerung zählen, wichtig dabei ist, daß die auf die weitere Umgebung zukommenden Probleme gleich mitgesehen werden und entsprechend planerisch vorbereitet sind. Es kann sonst eines Tages zu unliebsamen Streitigkeiten führen, wenn die gegenseitige Abstimmung der verschiedenen Baugruppen nicht geklärt ist.

Aus der Summierung all dieser bisher genannten Sanierungsformen entsteht dann die sogenannte «*additive Flächensanierung*», wenn sich die Einzelmaßnahmen über größere Flächen erstrecken und

dabei doch die planerische Einheit gewahrt bleibt. In den meisten Fällen, auch gerade in den kleinen und mittleren Gemeinden wird dieses Verfahren die Regel sein, werden die geschilderten Maßnahmen von der Konservierung bis zur Gruppensanierung auf einer größeren Fläche zusammengefaßt werden müssen, um einen optimalen Effekt bei minimalem Aufwand zu erreichen. In welchem Umfang das Einzelgrundstück in die Sanierung einbezogen werden soll, kann hier am besten auf die besonderen Verhältnisse abgestimmt werden. Dabei ist es auch durchaus möglich, Zwischenstufen vorzunehmen in der Form der abschnittswisen Durchführung, entsprechend den finanziellen Möglichkeiten von Grundeigentümern, Gemeinde und sonstigen Förderungsträgern. Da dabei aber auch Rücksichten auf den Maßstab der zu erhaltenden Bausubstanz genommen werden müssen, ist durch die additive Flächensanierung natürlich niemals eine maximale Steigerung der Nutzung zu erzielen. Da die Förderungsmittel von Bund und Land bei weitem nicht ausreichen, um allen Anforderungen entsprechen zu können, werden wir also in der additiven Flächensanierung die Verfahrensform sehen müssen, der wir unser besonderes Augenmerk schenken müssen, wenn wir unsere finanziellen und technischen Möglichkeiten real einschätzen.

Die *totale Flächensanierung* mit all ihren Konsequenzen wird nach all den genannten Schwierigkeiten nur in relativ wenig Fällen möglich sein. Totale Sanierung bedeutet den völligen Abbruch der gesamten Bausubstanz und den vollständigen Neuaufbau größerer Flächen. Schon beim Wiederaufbau nach dem Kriege war dieses Verfahren nur beschränkt möglich. Meist sind die enormen Werte des Tiefbaues doch noch so groß, daß wenigstens auf das vorhandene Verkehrssystem Rücksicht genommen werden muß. Bei den derzeitigen Finanzierungsmöglichkeiten ist daher die Voraussetzung für dieses Verfahren die starke Anhebung der Nutzungswerte. Dadurch ergibt sich auch eine völlige Umwandlung des Charakters und der Wirtschaftsstruktur. Die Folgerungen aus diesem Wandel für die Umgebung müssen dabei von der planenden Stelle und den politischen Gremien entsprechend gewürdigt werden. Wenn es nicht gelingt, hier die notwendigen Übergänge zu finden, wird das sanierte Gebiet immer als Fremdkörper wirken und damit die Gesundung erschweren. Es ist deshalb der Umfang des betroffenen Gebietes sorgfältig abzugrenzen und für entsprechende Anschlußmaßnahmen zu sorgen.

Aus diesen Ausführungen mag hervorgehen, daß Sanierungsmaßnahmen auf das gesamte Leben im

Bereich der beabsichtigten Vorhaben starke Auswirkungen zeitigen. Einerseits treten für die Bewohner Beeinträchtigungen durch die Bauarbeiten ein, die vertrauten Einkaufsmöglichkeiten verschwinden, nachbarliche Beziehungen werden unterbrochen. Andererseits wirken sich auch für die Geschäftswelt die Abbruch- und Bauarbeiten umsatzhemmend aus, die sich gegenseitig ergänzenden und damit Kaufkraft anziehenden Geschäfte werden auseinandergerissen, verkehrsbeschränkende Maßnahmen ergeben nachteilige Wirkungen. Um diese Beeinträchtigungen des Wohnens und der Wirtschaft zu mildern, muß die Gemeinde, als Träger der Planungshoheit und wesentlicher Interessent am Zustandekommen der Sanierung, zusätzliche Maßnahmen ergreifen oder deren Einleitung durch einen Träger veranlassen. Diese Maßnahmen gehören also mit zum Sanierungsvorhaben und müssen in die Planung mit einbezogen werden:

Die *Bereitstellung von Ersatzwohnraum* für die aus dem Sanierungsgebiet ausziehenden Eigentümer und Mieter muß langfristig vorbereitet sein. Da vor allem die Mieter der sanierungsbedürftigen Gebiete zu den sozial schwächeren Einkommensschichten gehören, müssen vorwiegend billige Sozialwohnungen bereitgestellt werden. Vielfach sind aber selbst diese mit dem heute üblichen sanitären Komfort nicht ohne weiteres für diesen Personenkreis erschwinglich. Es muß daher oft im Wege des Ringtausches erst eine Zahl anderer Wohnungen ähnlichen Standards und Preisniveaus in einem nicht für die Sanierung vorgesehenen Gebiet gefunden werden, ehe die Räumung begonnen werden kann. Daß hierzu erst eine entsprechende Zahl von Wohnungen im Eigentum oder unter Kontrolle der Gemeinde vorhanden sein muß, liegt nahe.

Für die auszusiedelnden Eigentümer läßt sich in der Regel der erforderliche Ersatz leichter in Form von Wohn- oder Geschäftsgrundstücken oder von Stockwerkseigentum beschaffen. Zumal die Förderungsbestimmungen hier teilweise recht günstige Finanzierungsmöglichkeiten bieten und der Bodenwert in den Neubaugebieten meist unter dem vergleichbaren Wert im Sanierungsgebiet liegt.

Die *Umsiedlung* innerhalb des Sanierungsgebietes setzt zur Verfügung stehende freie Wohn- und Geschäftsräume voraus. Gerade in den Gebieten, in denen nur die additive Flächensanierung vorgesehen ist, läßt sich dieser Raumbedarf aber nicht durch Erhöhung der Nutzung (z. B. in Form von weiteren Geschossen) schaffen, sondern muß durch zusätzliche Aussiedlung anderer Bewohner gewonnen werden. Die Gemeinde oder der Sanierungsträger müssen also schon in den ersten Abschnitten

der Sanierung versuchen, die Umsiedlungsinteressenten der nachfolgenden Abschnitte unterzubringen, um dort vorsorglich Luft zu schaffen. Es bedarf eines fein ausgeklügelten Ringtauschverfahrens, um hier alle Beteiligten zur rechten Zeit an den rechten Ort zu bringen. So kann es zum Beispiel vorkommen, daß ein neuer Laden in einem sanierten Gebäude erst dann endgültig bezogen werden kann, wenn ein anderer Betrieb durch eine nachfolgende Baumaßnahme seine endgültige Unterkunft gefunden hat.

Die *Bereitstellung von Interimslösungen* wird vornehmlich für Handelsbetriebe notwendig werden, die infolge ihrer besonderen Eigenart oder ihres Warenangebotes an einen bestimmten Platz gebunden sind. Gerade für Spezialgeschäfte wird ja der Umsatz sehr wesentlich vom Standort bestimmt. In diesen Fällen muß entweder die schon erwähnte vorübergehende Unterkunft in einem schon sanierten Gebäude gefunden werden oder es muß auf einer sonstigen freien Fläche oder einem schon abgeräumten Grundstück eine provisorische, aber doch möglichst gleichwertige Nutzungsmöglichkeit geboten werden. Daß derartige Interimsbauten nicht immer einfach und billig ausgeführt werden können, dürfte einleuchten. Gelingt aber diese Zwischenlösung nicht, so können die geforderten Ausfallentschädigungen oft ein ganzes Sanierungsverfahren in Frage stellen, wenn überhaupt eine zeitweilige Schließung des Betriebes hingenommen werden kann.

Die für diese Aussiedlungen, Umsiedlungen und provisorischen Unterbringungen anfallenden Kosten belasten die Finanzierung einer Sanierungsmaßnahme durch Erhöhung der unrentierlichen Kosten recht erheblich. Es muß daher Ziel der Planung sein, diese Vorgänge möglichst zu reduzieren oder ganz zu vermeiden. Der ganze Verfahrensablauf muß so gestrafft werden, daß keinerlei Leerlauf eintritt, andererseits darf aber auch keine Überstürzung schwerwiegende Fehler hervorrufen. Es braucht daher sicher nicht mehr betont zu werden, daß die Stadt- und Dorfsanierung nur dann funktionieren kann, wenn eine ins Detail gehende Planung alle Beteiligten erfaßt hat und von allen Beteiligten mitgetragen wird. Gegen den Willen einzelner Bevölkerungs- oder Wirtschaftskreise muß ein derartiger Eingriff scheitern und zu einer weiteren Verschlechterung des Zustandes führen. Ganz ohne persönliche Härten für den einen oder anderen mögen diese Maßnahmen zwar nicht durchzuführen sein, aber es hat sich schon wiederholt gezeigt, daß mancher Betroffene nachträglich froh war, daß man ihn zu seinem Glück gezwungen hat.

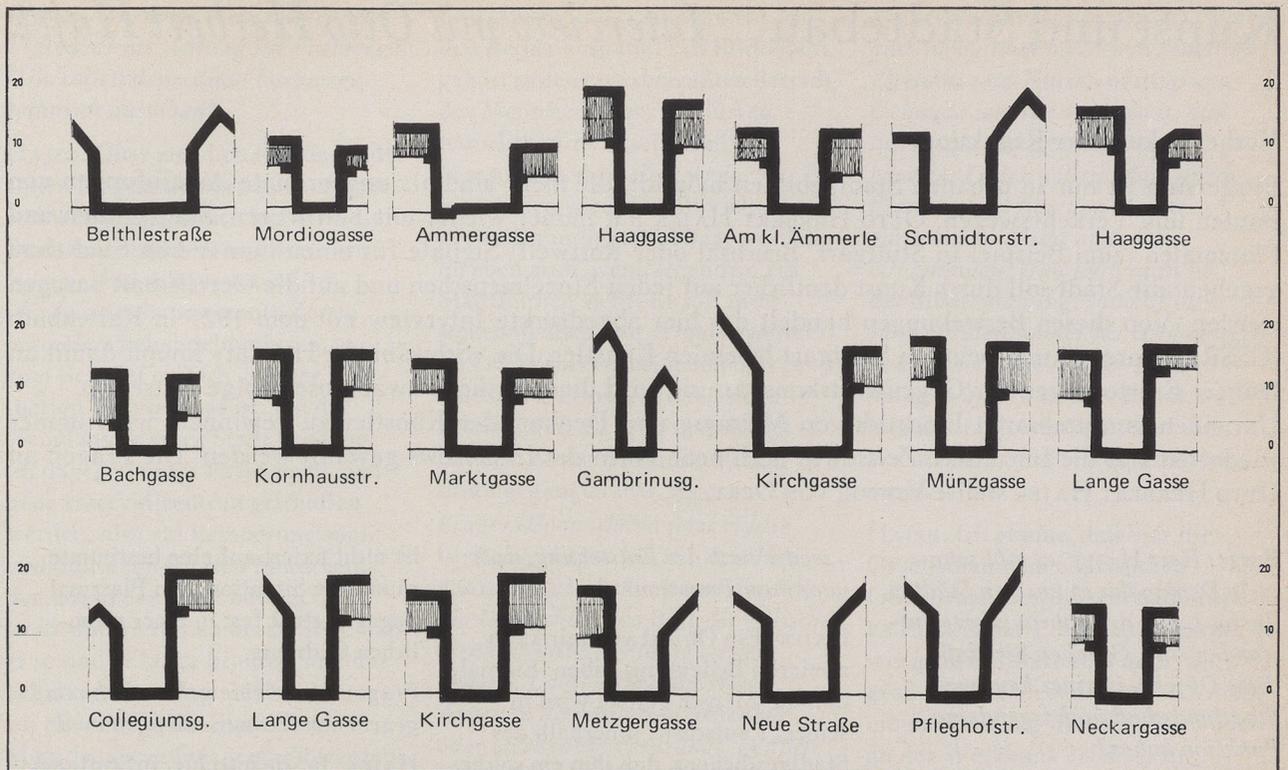


Abb. 6. Straßenprofile 1 : 1000. Zweck: Ermittlung des für das Erscheinungsbild der Tübinger Altstadt bestimmenden Maßstabs.

Es wurde schon ausgeführt, daß es aber besser ist, wenn die Betroffenen durch rechtzeitige Aufklärung vom Sinn und Zweck der beabsichtigten Sanierung überzeugt wurden. Es bedarf einer umfassenden Öffentlichkeitsarbeit, die sich nicht nur an die unmittelbar im Sanierungsbereich Wohnenden wendet, sondern an die gesamte Bevölkerung der ganzen Gemeinde. Durch die vielfältigen Gespräche am Arbeitsplatz, beim Einkauf usw. muß sich die richtige Einstellung bei allen Bürgern durchsetzen und damit die unmittelbar Berührten zum Mitdenken veranlassen. Die Verwaltung der Gemeinde, die politischen Gremien, der Sanierungsträger und der Planer dürfen keine Gelegenheit auslassen, die Bereitschaft zur Mitwirkung zu wecken und zu fördern. Ein nicht immer leichtes, am Ende aber doch lohnendes Unterfangen! Die Planung muß so sinnvoll und einleuchtend ausgearbeitet werden, daß sie von jedermann verstanden werden kann. Das Unterschieben irgendwelcher versteckter Ziele oder gar das mutwillige Überfahren einzelner Interessen wird in Bälde zu Schwierigkeiten führen. Es ist nichts schlimmer, als wenn ein einmal aufgebautes Vertrauen enttäuscht wird. Aus diesem Grunde darf auch die einmal gefaßte Richtung und das Planungsziel nicht leichtfertig verlassen werden, um kurzfristigem Druck nachzugeben. Gemeinde, Sanierungsträger und Planer machen sich unglaublich

und stellen das ganze Verfahren in Frage, wenn etwa die mutigen Schrittmacher der Sanierung durch nachfolgende Ausführungen geschädigt oder gar zu einer Wiederholung der Aufwendungen gezwungen würden. Es ist mit die Kunst des Planers und die Haltung der verantwortlichen Gremien, den Rahmenplan der Sanierung so auszuarbeiten, daß die notwendigen Entwicklungsmöglichkeiten und die Anpassung an die sich ständig ändernden Bedürfnisse gegeben sind und dabei doch eine folgerichtige Grundtendenz nicht verlassen werden muß. Mit diesen Ausführungen sollte gezeigt werden, daß die Erkenntnis der Notwendigkeiten zur Sanierung eines Dorfes oder einer Stadt niemals leichtgenommen werden darf. Die Entscheidung, den Versuch einer Heilung des erkrankten Körpers zu wagen, erfordert eine sorgfältige Vorausplanung und eine gewissenhafte Vorbereitung aller Eingriffe, den Mut zur oftmals unpopulären Maßnahme und die Bereitschaft zur Beteiligung mit allen ideellen und wirtschaftlichen Kräften. Nur unter diesen Voraussetzungen kann die schwere Aufgabe so gelöst werden, daß letzten Endes alle Beteiligten und Betroffenen davon einen Gewinn haben. Es muß klarwerden, daß nur eine gesunde Gemeinde den Lebensraum für die Zukunft bieten kann. Damit wird jede geglückte Sanierungsmaßnahme über ihren engeren Bereich und über den Augenblick hinaus in die Zukunft ausstrahlen.

Vorbemerkung der Redaktion:

Bürgersinn ist nur in urbanen Stadtgebilden möglich, die mehr sind als ungeordnete Anhäufungen von Bauten und Verkehrswegen. OTTO HERBERT HAJEK hat immer wieder mit Farbwegen, Stadtzeichen und Platzmalen (zum Beispiel in Stuttgart, Bruchsal oder Rottweil) Signale für einen humaneren Städtebau gegeben: die Stadt soll durch Kunst deutlicher auf jeden Einzelmenschen und auf die Gesellschaft bezogen werden. Von diesen Bestrebungen handelt das hier abgedruckte Interview mit dem 1927 in Kaltenbach (CSSR) geborenen und heute in Stuttgart lebenden Künstler. Die «Schwäbische Heimat» knüpft damit an frühere Erörterungen zur Gegenwartskunst an; sie wird diese Reihe in zwangloser Folge fortsetzen. Um einen unmittelbaren Eindruck von Meinung und Denkart der Künstler zu gewinnen, wird immer wieder einmal die für unsere Zeitschrift noch neue Form des Interviews gewählt werden. Die Fragen an OTTO HERBERT HAJEK stellte VIKTOR VON OERTZEN.

Frage: Herr HAJEK, es gibt sehr viele Denkmäler in unseren Städten, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind. Glauben Sie, daß diese Objekte in einer heutigen Stadtlandschaft noch irgendeine Funktion haben?

HAJEK: Ich glaube ja. Diese Denkmäler – wie das Wort schon sagt – erinnern an bestimmte Gegebenheiten einer Stadt, so wenn wir hier in Stuttgart zum Beispiel die Jubiläumssäule sehen, die württembergische Bürger ihrem König gestiftet haben. Oder wenn wir an den Kaiser WILHELM denken: der erinnert einfach daran, daß die deutschen Länder irgendwann zu einem Reich sich zusammengeschlossen haben. Die haben aber eigentlich nichts zu tun mit Bildhauerei, diese Denkmäler, weil sie von der Literatur her, vom Staatsbewußtsein her aufgestellt worden sind. Wenn heute Plastiken im Freiraum, auf der Straße aufgestellt werden, dann bezeugen sie nur aus sich selbst heraus etwas; und ich brauche kein geschichtliches Wissen, kein literarisches Wissen, sondern nur das Begegnen, das optische Begegnen mit der Umwelt – und eben mit einer Form, die unentwegt fragt nach dem Menschen.

Frage: Man darf also die überlieferten Denkmäler nicht unbedingt vergleichen mit den Plastiken, die Sie zum Beispiel hier und dort in eine Stadtlandschaft gestellt haben

– weder nach der Entstehung, noch nach ihrer Funktion?

HAJEK: Ein Objekt von mir kann zweierlei Bedeutung haben: Einmal, daß der Mensch gestört wird in seinem Laufschrift innerhalb des Stadtgeschehens, daß ihm ein solches Objekt eine Sperre bildet und mit dieser Sperre gleichzeitig auch eine Störung in seinem Denken impliziert wird: er soll erkennen, daß er in einer Stadt geht. Die andere Bedeutung wäre, daß solche Objekte einen Raumorganismus erfüllen wie zum Beispiel das Zeichen, das in Stuttgart an der Kreuzung am Schloßplatz steht.

Dadurch soll dem Menschen bewußt werden, daß hier vorher von Menschen bestimmte räumliche Dimensionen gedacht worden sind, die mit einem solchen Zeichen erklärt werden sollen – so allerdings, daß es eigentlich von niemanden wahrgenommen wird im Sinne des Stehenbleibens, des Betrachtens oder des Anbetens (das will ich überhaupt gar nicht), aber ebenso, daß eine bestimmte räumliche Situation verstanden wird.

Frage: Sie haben versucht, diese Reaktion mit verschiedenen Mitteln zu erreichen. Worin bestehen nun die Unterschiede zwischen Ihren Stadtzeichen und Ihren Platzmalen?

HAJEK: Das Stadtzeichen ist – wie es ja der Name schon sagt – eine Erklärung einer Situation. Das steht für sich da. Das ist auch beweglich, wegnehmbar und transportabel. Es

ist nicht fixiert auf eine bestimmte räumliche Situation. Ein Platzmal dagegen steht fest in einer räumlichen Ordnung.

Frage: Aber beide gehen doch von gegebenen Voraussetzungen aus?

HAJEK: Ja, die jetzt hier in Stuttgart sind, wohl. Aber andernorts sind sie gearbeitet im Zusammenhang mit der Architektur oder mit einer ganz bestimmten Platz-Situation; zum Beispiel das Platzmal in Bruchsal, da sind zu den anliegenden Gebäuden bestimmte Proportionen eingegangen, da kulminiert der ganze Platz in dem Platzmal.

Frage: Müssen diese Platzmale und Stadtzeichen unbedingt farbig sein? Müssen sie einen farbigen Akzent in diesem Raum setzen, in den Sie sie hineingestellt haben?

HAJEK: Ich liebe einfach Farbe. Ich finde: In dieser Tristesse unserer Städte und unserer Umgebung ein solches Aufbrechen von Bewußtsein – mit Farbe erreiche ich das schneller, diese Aufmerksamkeit.

Frage: Also wie beim Kleinen Schloßplatz, der von dieser grauen Betonarchitektur beherrscht wird, wo die Stadtzeichen ganz bewußt die Atmosphäre durchbrechen?

HAJEK: Ja, und meine Überlegung geht dorthin, daß Stadtzeichen sich nicht nur an einzelnen Plätzen dokumentieren sollen, sondern ich möchte die ganzen Städte mit Farbwegen überziehen, damit die Stadt neu vom Menschen her artikuliert werden kann.

Frage: Also diese Stadtzeichen und Platzmale als Anfang für Farbwege. Wie sollen denn diese Farbwege technisch aussehen?

HAIJEK: Über eine bestehende Stadt sollen sie gemalt werden. Auf dem Reißbrett, nach dem Plan wird die Stadt neu eingeteilt mit den Farbwegen. Und selbstverständlich würde man da bestimmte Zonen besonders behandeln müssen, wo zum Beispiel einfach von der Fluktuation her mehr los ist. Bei der Neuplanung einer Stadt verstehe ich dagegen unter Farbwegen, daß neue Intervallzentren geschaffen werden, also ein Erinnerungsmaß und Stationen für den Menschen, der sich in der Stadt bewegt: er weiß, daß er von da bis da geht, daß er so und so lange braucht; und das behält er dann auch in Erinnerung. Ich meine, daß die Stadt dem Menschen bewußter gemacht werden soll. Denn die Stadt ist ja vom Menschen geschaffen, er lebt in ihr, und sie darf nicht verstanden werden als Stadtlandschaft so wie Naturlandschaft. Im Wald kann ich sieben Stunden spazieren gehen, ohne besonderen Ausblick, ohne bestimmte Zeitintervalle, weil dort ja der Körper eine andere Funktion hat. In der Stadt, die ja ein urbanes Ganzes sein soll, soll die Situation des Menschen als Glied der Gesellschaft ständig angepeilt werden. Er soll von der Stadt her empfangen, daß er ein Teil dieser Stadt ist – zusätzlich aber auch, daß er unentwegt sein individuelles Sein in diese Stadt, in diese Gesellschaft einzubringen hat. Dabei sollen die Farbwege helfen.

Frage: Soll er das bewußt erkennen, oder soll ihm das eher so im Vorbeigehen ins Bewußtsein dringen, ohne daß er es recht merkt – auf dem Weg über das Unterbewußtsein also?

HAIJEK: Ich glaube, daß alle optischen Ereignisse in den Bereich des Unterbewußten gehören, wie ich ja auch das Wort «verstehen» bei bildender Kunst ablehne. Ich kann Kunst oder ein Objekt, ein Bild nicht verstehen in dem Sinne, wie ich eine mathematische Aufgabe

lösen kann, und dann verstehe ich den Rechengang. Ein Bildobjekt gehört in den unterbewußten Bereich des Menschen. Aber sie dürfen natürlich nicht so sein, daß der Mensch von sich selbst weggenommen wird. Er soll vielmehr zur Selbständigkeit bewegt werden. So eben auch, wenn irgendwo ein Stadtzeichen steht: Er soll nicht stehen bleiben und «Donnerwetter» sagen. Er soll vorbeigehen und zu Hause sich erinnern, daß er das gesehen hat, als er so und so viel hundert Meter in der Stadtlandschaft gegangen war.

Frage: Wenn ich Sie jetzt richtig verstehe, richten Sie zur Zeit Ihre ganze künstlerische Arbeit darauf, die Landschaft, das Bild, die optische Struktur unserer Städte zu verändern. Laufen Ihre anderen Arbeiten da einfach so nebenher oder werden sie verdrängt, gestört, verhindert durch Ihr Bemühen um Stadtzeichen, Platzmale und Farbwege?

HAIJEK: Ich mache Serigrafien, ich mache Messerschnitte, wo man mit der Hand arbeitet, ganz im Detail und en miniature. Ich habe nichts gegen Atelierarbeiten – ich arbeite ja immer in einem Atelier und denke im Atelier. Aber ich sehe meine Objekte in Beziehung zu allen Menschen und nicht nur als meine persönliche, personale Einbringung. Ich bin einfach kein Bildhauer, der im elfenbeinernen Turm arbeitet, sondern ich will, daß die Dinge, die ich mache, unter Menschen kommen. Und ich finde, daß diese Atelierarbeiten, diese Messerschnitte und Serigrafien zum Beispiel, erst dann eine Rechtfertigung haben, wenn ich die Menschen mit Stadtzeichen und Farbwegen auf diese Problematik vorbereite. Eine kleine Plastik oder ein Messerschnitt oder eine Grafik, wenn die irgendwo ausgestellt werden und die Menschen – ich sage jetzt eigentlich lieber: meine Nachbarn – wissen von der Problematik der Städte und von der Funktion der Stadtzeichen und Farbwege, dann werden diese Arbeiten einfach anders betrachtet. Und nicht nur meine, auch die der Kollegen.

Frage: Architekten lassen ihr Planen auch heute noch meist von Funktion, Effizienz und Nutzen bestimmen. Gebäude werden so geplant, daß Büros optimal genutzt werden können; Läden sollen schon durch Planung und Bau den Umsatz garantieren. Nicht anders bei Wohnungen. Und auch nicht bei der Städteplanung: soviel Platz für Fabriken, soviel für Wohnungsbau, soviel für Verkehr, für Grünanlagen und so weiter. Funktion und Zweck dominieren, und nicht der Mensch. Sind wir dem hilflos ausgeliefert?

HAIJEK: Ich glaube, daß hier die Gesellschaft dem eigentlichen Gesellschaftsbewußtsein nachhinkt. Es ist ja in der Praxis zu erfahren, wie groß das Büro sein muß, wie groß also der Lebensraum sein muß, um die Leistung in einem Büro oder an der Werkbank erfüllen zu können. Aber die Gesellschaft denkt eigentlich schon sehr viel weiter, nämlich daß der eigentliche Lebensraum menschlich bleiben muß. Und in Architektur gedacht, daß dem Menschen nicht nur funktionale Wohnfläche zugestanden werden kann. Es läßt sich in den Grenzbereichen ablesen, daß nicht mehr die Leistung des Menschen das Primäre ist, sondern der Vorgang des Lebens. Und dann stellt sich die Frage, wie der Raum für dieses Leben artikuliert wird. Wie zum Beispiel ganz einfach die Funktion des Essens erfüllt wird, und zwar so, daß über diese Funktion des Essens hinweg – jetzt muß ich ein pathetisches Wort benützen – das eigentliche Sein des Menschen primär steht.

Frage: Sie haben zusammen mit dem Architekten WALTER SCHERF die Mensa in Saarbrücken gebaut. Ist es dort möglich gewesen, das Funktionale der Verpflegung, des Essens, in ein Kunstobjekt einzugliedern? Oder wurde das Kunstobjekt Mensa auch dort dem alltäglichen Gebrauch wieder untergeordnet?

HAIJEK: In Saarbrücken ist es so weit gegangen, daß Architektur und Kunst, die sonst immer neben-

einander stehen, ineinander integriert wurden, so daß es eine totale Raumartikulation geworden ist. Daß man nicht bloß sagt: *das* hat der Bildhauer gemacht, *das* hat der Architekt gemacht, oder: *das* ist Architektur, *das* ist Bildhauerei. Das ist so ineinandergearbeitet, daß der Benutzer sich gar nicht mehr fragt, wer das gemacht hat. Er wird nicht ständig beschossen, hier ist ein Objekt der bildenden Kunst oder hier ist ein besonderes Objekt der Architektur, sondern er ist in einem ganz normalen, dem Menschen adäquaten Lebensbereich. Ich habe von Studenten sehr wenig über diese Mensa gehört; aber ich habe *eine* Äußerung gehört, die finde ich sehr richtig: Studenten, die schon ein ganzes Jahr in dieser Mensa gegessen hatten, haben Freunde in einer andern Universität besucht und sind mit denen in die dortige Mensa gegangen. Da ist ihnen auf einmal dieser andere Lebensbereich aufgefallen, da haben sie zu ihrer eigenen Mensa Stellung genommen, indem sie sagten: «Was habt ihr denn hier für einen Schuppen!» Die neue Form der Saarbrücker Mensa ist ihnen also selbstverständlich; sie ist ihnen erst bewußt geworden in einem für sie nicht adäquaten Raum.

Frage: Das heißt also, daß Architektur eigentlich immer Team-Arbeit sein sollte zwischen Architekt und Künstler, oder zwischen Städteplaner, Architekt und Künstler. Glauben Sie, daß es auch ohne Künstler geht?

HAJEK: Ich glaube, das geht einfach nicht ohne Künstler, denn das sieht man ja, was an Städten unentwegt geplant wird. Wir haben ja große Beispiele in Deutschland, wo nach dem Krieg die Städte, die zerbombt waren, neu erstellt werden mußten und auch neu überdacht werden mußten. Da hat man einfach versäumt, dem Menschen einen Lebensbereich zu geben. Man hat ihm die Situation des Schlafens erfüllt und ihm die Möglichkeit gegeben, diesen Lebensraum zu verlassen und wieder zu ihm zu kommen. Aber man hat ihm nicht die Voraus-

setzungen geschaffen, als Gesellschaft.

Frage: Der Künstler soll nun für diesen Lebensraum die menschlichen Dimensionen und Gliederungen schaffen. Ist das mit den 2 % der Bausumme möglich, die man allenfalls als öffentliche Mittel für die Arbeit des Künstlers in diesem Zusammenhang zur Verfügung stellt?

HAJEK: 2 % sind es ja gar nicht! Es sind 0,5 bis 1 % und so – und immer nur bezogen auf ein Gebäude, das gerade erstellt wird. Das ist ja eigentlich gedacht als soziale Unterstützung für diesen ganzen Bereich. Und davon muß man einfach wegkommen. Die Öffentlichkeit oder die Gesellschaft muß einsehen, wenn sie sich selbst erkennen will, daß sie mit 2 % nicht ihren Lebensbereich schmücken kann. Und das will sie bisher tun. Nur einfach ein bißchen schmücken. Denn dieser Einsatz, der darf gar nicht in Prozenten errechnet werden, das ist, glaube ich, vielmehr ein Denkprozeß. Die Mensa in Saarbrücken durfte ja auch nicht teurer werden als in der normalen Bauweise. Man hat einfach gedanklich mehr investiert und hat das Ergebnis übersetzt in diese Raumartikulation. Und das Gebäude ist nicht teurer geworden als es 1964 kalkuliert wurde, trotz der ganzen Teuerungen. Ich glaube, das Finanzielle muß man da ganz weglassen. Den Willen muß man einsetzen zum geistigen Investieren. Auch dann, wenn eine Stadt geplant wird.

Frage: Herr HAJEK, im April dieses Jahres haben Sie gerade dazu einen bemerkenswerten Vorschlag gemacht. Sie wollen Kunstformen als Architekturteile industriell fertigen, so daß auch finanziell weniger starke Gemeinden sich die künstlerische Gestaltung öffentlicher Bauten leisten können. Das Interessante daran ist nun, daß die dabei verwendeten Betonreliefs nicht immer die gleiche Form zeigen müssen, sondern mit Hilfe der Gußformen verändert werden können

und also durchaus auch individuelle Gestaltungen zulassen.

HAJEK: Das ist ein Programm der Stadt Bochum, ein großes Schulbauprogramm mit Turnhallen und vielen Klassentrakten, das in Fertigbauweise gemacht wird. Da habe ich die Elemente, die sonst immer nur in Waschbeton sind, einfach strukturiert, so daß sie große Reliefs sind. Es sind praktisch immer die gleichen Elemente, weil es ja überhaupt nichts kosten durfte. Ich finde, auch hier ist eigentlich die künstlerische Investition das Primäre, denn es kostet nicht mehr, wenn einmal eine Schalung vorhanden ist, ob ich nun den Beton auf die künstlerisch gestaltete Schalung gieße, oder auf eine flache, normale Schalung. Und dann werden eben die verschiedenen Turnhallen und die verschiedenen Schulen farbig anders gefaßt, so daß jede ein personales Aussehen hat und damit in den Straßen von Bochum – in den verschiedenen Ortsteilen von Bochum – einfach große Markierungen entstehen. Eine Schule wird aus ihrer Anonymität herausgenommen und dadurch ein bewußter Bestandteil der ganzen Umgebung. Die Reliefstrukturen sind im Grunde überall die gleichen. Nur sind sie farbig immer wieder anders gefaßt. Die Schulen und die Lerninhalte sind ja auch immer gleich; trotzdem gibt es verschiedene Lehrer und verschiedene Gefüge der einzelnen Schulen. Hier, bei den Schulbauten, sind nun die Beton-Elemente gleich, aber die verschiedenen Fassungen geben das Individuelle. Damit ist die Kontinuität und die Vielfalt von Schule gegeben. Die Kinder identifizieren sich mit dieser Markierung, sie können sagen: Das ist *meine* Schule! Und auch die Leute, die in der Nähe dieser Schule wohnen, die dort arbeiten oder nur vorbeigehen, sehen die Schule, nehmen sie wahr und erinnern sich. Das ist dann nicht nur ein interessantes architektonisches Stadtzeichen, sondern ein Stück Stadt, ein unverwechselbares Intervallzentrum im Raum und im Lebensablauf einer Stadt und ihrer Menschen.

Die Skizze auf Seite 169 zeigt auf, daß alle Waldensertäler zwischen Turin und Grenoble liegen. Die gestrichelte Linie zeigt den heutigen Grenzverlauf zwischen Frankreich und Italien. In der Zeit, die uns interessiert, war das obere Chisonetal vom Bec Dauphin an bis 1708/13 französisch. Unterhalb des Bec Dauphin war die linke Seite einschließlich Pinerolo von 1631 bis 1696 in französischer Hand, die rechte Seite war savoyisch.

Wer sind die Waldenser?

Die Waldenser leiten sich von PETRUS WALDES her, dem Kaufmann aus Lyon, der seinen Beruf aufgab, seinen Reichtum verschenkte und Laienwanderprediger wurde. Mit seinen Anhängern tat man ihn 1183 in den Bann. Die Waldenser breiteten sich schnell über fast ganz Europa aus, wobei vor allem Böhmen zu nennen wäre. Uns interessieren Frankreich und Italien. Hier waren ihre Verbreitungsgebiete die Provence, Kalabrien und dann die Alpen zwischen Grenoble und Turin. In der Provence und in Kalabrien wurden sie bald ausgerottet. In den unwegsamen Alpentälern konnten sie sich im französischen Dauphiné und in den Tälern des Chisone, der Germanasca, des Pellice und der Angrogne behaupten. Am 12. September 1532 beschlossen sie auf der Synode von Chanforan, sich der Reformation anzuschließen. Ihre Sprache war provenzalisch, bei uns meist *Welsch* oder *Patois* genannt. Kirchensprache wurde bei ihnen nun das Französische; ihre Bibeln waren französisch wie ihre Predigten. Seit 1532 gab es ganz offiziell eine Waldenserkirche. Das hatte zur Folge, daß sie von da an noch viel mehr verfolgt und unterdrückt wurden wie bisher.

HENRI ARNAUDS Werdegang und Beruf

Bisher wurde sein Geburtstag falsch angegeben. Er wurde nicht am 30. September 1641, sondern erst am 15. Juli 1643 geboren. Seine Geburtsstadt war Embrun. Sein Vater FRANÇOIS ARNAUD stammte aus dieser Stadt, während seine Mutter, die Arztochter MARGUERITE GOS, aus der Markgrafschaft Saluzzo kam. Ihr Vater, der dort Arzt war, mußte um seines Glaubens willen nach La Tour übersiedeln. Vermutlich nach dem Tod des Vaters FRANÇOIS ging wahrscheinlich 1656, also erst nach dem Blutbad der piemontesischen Ostern 1655, die Mutter

mit ihren Kindern nach La Tour. HENRI war damals etwa 13 Jahre alt. In der neuen Heimat besuchte er die Lateinschule. Mit 19 Jahren wird er Student. Er beginnt in Basel, wo er am 10. November 1662 wegen Armut umsonst aufgenommen wird. Ab Februar 1666 ist er an der Universität in Genf. Dann soll er 1½ Jahre in Holland als Soldat gedient und es durch seine Tüchtigkeit unter WILHELM III. von ORANIEN bis zum Hauptmann gebracht haben, wie man vielerorts lesen kann. Die Holländerin MIA van OOSTVEEN hat Licht in diese Sache gebracht. WILHELM III. war erst ab 1672 Generalkapitän und Statthalter der Niederlande. ARNAUD hat auch in Holland Theologie studiert. Das zeigen die Einträge der Universität Leiden. Dann setzt er seine Studien in der Schweiz bis 1670 fort.

15 Jahre lang war HENRI ARNAUD von 1670 bis 1685 Pfarrer in verschiedenen Gemeinden in den Tälern. Hier die hauptsächlichlichen Stationen: 1670–74 Manceille, 1674–78 Villar, Pellice, 1678–82 La Chapelle und 1682–85 Pinache.

Die Vertreibung aus der Heimat 1686/87

Am 18. Oktober 1685 wurde in Frankreich das Edikt von Nantes widerrufen. Damit begann für die Evangelischen in diesem Land die große Not der Verfolgung und Flucht. Das traf auch die Waldensergemeinden im Chisonetal, soweit sie französisch waren. Sie sind nicht, wie man manchmal lesen kann, zu den piemontesischen Glaubensgenossen geflohen, sondern gleich in die Schweiz, zum Teil auch weiter nach Deutschland (z. B. Pfarrer MARTIN nach Hessen, Pfarrer JORDAN nach Langenzell bei Heidelberg). ARNAUD brachte seine Familie in die Schweiz und kehrte nach La Tour zurück. Aber bald folgte Savoyen gezwungenermaßen dem Beispiel Frankreichs. VIKTOR AMADEUS II. erließ am 31. Januar 1686 sein Edikt gegen die Waldenser. Die Schweiz schickte zwei Unterhändler, die aber nichts erreichten. Unter ARNAUDS Einfluß beschlossen die Waldenser am Karfreitag, dem 19. April 1686, in Rocheplate den Kampf für Glauben und Heimat. Hier ARNAUDS Gebet auf dieser Zusammenkunft: *Herr Jesus, der Du so viel erduldet und den Tod für uns erlitten hast, gib uns Gnade, daß auch wir für Dich zu leiden und selbst unser Leben freudig aufzuopfern bereit seien. Die, welche beharren bis ans Ende, werden selig werden. Ein jeder von uns rufe mit dem Apostel: Ich vermag alles durch den, der*

mich mächtig macht, Christum. Der Kampf war kurz. In drei Tagen kamen viele ums Leben, eine Anzahl wurde katholisch. Diese durften aber nicht in ihrer Heimat bleiben, sondern wurden umgesiedelt in andere Teile Savoyens. 11–14 000 kamen in die Gefängnisse des Landes. Die Waldenserkirche schien ausgelöscht zu sein.

ARNAUD selbst gelang es, als Pilger oder Werkmann verkleidet, in die Schweiz zu entkommen. Von dort aus setzte er sich für die Freilassung und Aufnahme seiner Landsleute in der Schweiz ein. Als Ende 1686 die Gefängnisse geöffnet wurden, waren die 4000 nicht mehr am Leben, mit denen man in der Schweiz gerechnet hatte, verschiedene kamen ums Leben auf dem Weg in die Schweiz. Selbst savoyische Soldaten, die die Flüchtlingszüge begleiteten, erfroren.

Die Schweiz, wo sich schon viele Flüchtlinge befanden, wollte die Waldenser schnell weiterschicken. Vorgesehen waren Brandenburg, das 2000 nehmen wollte, die Pfalz und Württemberg. In den beiden letzten Ländern war der Aufenthalt nur von kurzer Dauer durch den Einfall der Franzosen. Der pfälzische Erbfolgekrieg trieb die Waldenser in die Schweiz zurück. ARNAUD tat alles, um seine Landsleute zusammenzuhalten in der Schweiz: *Das war Gottes Vorsehung, daß sich für uns keine bleibende Heimat fand.*

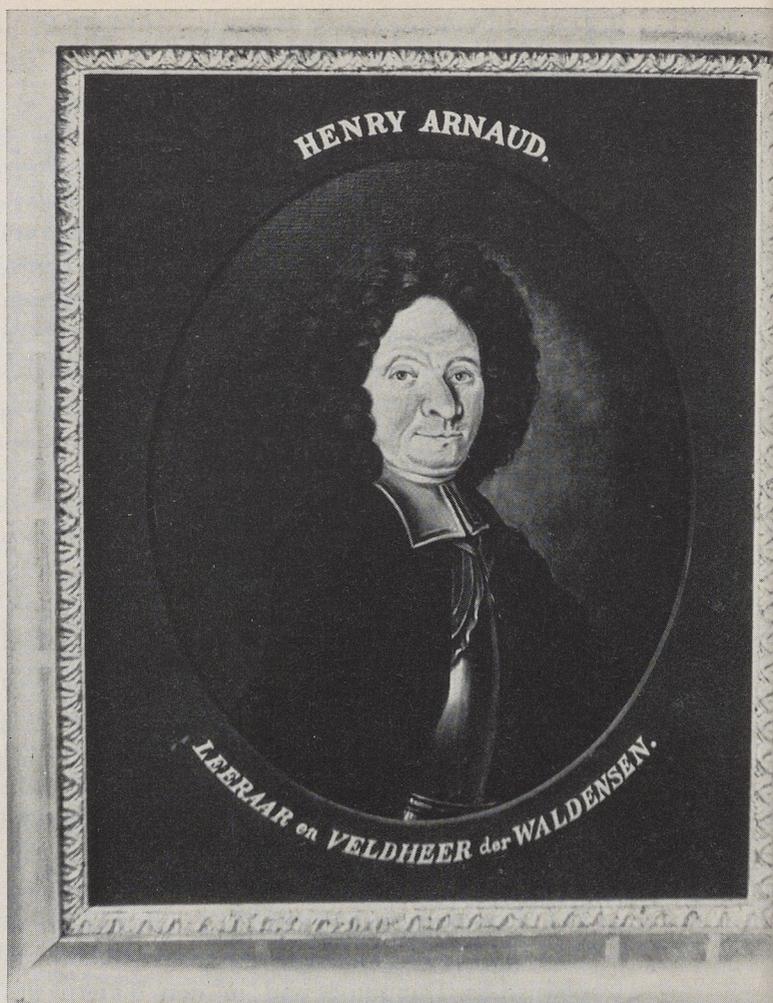
Rückkehrversuche in die Heimat

Ein erster Versuch – ohne ARNAUDS Beteiligung – scheiterte schon im Ansatz durch den Amtmann von Lausanne. Den zweiten Versuch leitete ARNAUD. Im Juni 1688 wollte er mit 400 Mann über das Unterwallis und den Großen St. Bernhardpaß die Heimat wieder erreichen. Der Zug endete an der besetzten Rhônebrücke bei St. Maurice. Die Regierung in Bern war auf ARNAUD aufmerksam geworden: *Was den Arnaud betrifft, ist demselben wenig oder nichts zu trauen.* Im Juli mußte er seinen Wohnsitz in Neuchâtel verlassen. Er zog nach Schaffhausen.

Die glorreiche Rückkehr 1689/90

Für den nächsten Rückkehrversuch fand ARNAUD Hilfe in Holland, wohin er sich gewandt hatte. WILHELM III. VON ORANIEN unterstützte ihn. Holland schickte GABRIEL de CONVENANT als Sonderbevollmächtigten in die Schweiz, für die Waldenser zu sorgen. Der Postmeister von Leiden gab eine große Summe Geldes. Der dritte Versuch wurde in aller Heimlichkeit vorbereitet.

Der savoyische Gesandte in der Schweiz, Graf SOLARO di GOVONE, beobachtete ARNAUDS Reisen und



Das Porträt von HENRI ARNAUD wurde nach dem Original von der holländischen Malerin MIA VAN OOSTVEEN gemalt. Es befindet sich im ARNAUDhaus zu Schönenberg.

Das Original in der wallonischen Bibliothek zu Leiden ist durch den Krieg sehr beschädigt worden.

Unternehmungen sehr genau, der bischöfliche Vikar von Chur erließ folgenden Steckbrief gegen ARNAUD: *Pfarrer Arnaud ist von mittlerer Statur. Er hat lange, kastanienbraune Haare und ein mageres Gesicht und gerötete Gesichtsfarbe. Er wechselt häufig die Kleider und trägt sie in verschiedenen Farben. Er hat sich bei den Pfarrern entschuldigt, daß er nicht schwarz gekleidet sein kann wegen der Fallen, die ihm durch die Diener des savoyischen Herzogs gestellt werden. Deshalb hat er auch die Schweiz verlassen müssen und sich hierher flüchten. Er hat kein Reittier, aber er bedient sich eines Wagens mit Pferden.* Man hat sogar zwei Tupamaros in Italien gedungen, ARNAUD in der Schweiz zu kidnappen, doch er konnte entkommen. Der Herzog schrieb seinem Gesandten nach Luzern: *Wir sehen, daß es dem Pfarrer Arnaud gelungen ist, nach Zürich zu gehen, ohne in das Netz zu gehen, das ihr ihm ge-*

spannt habt. Und wir hoffen, daß er auf dem Rückweg nach Chur hereinfallen wird. Doch zu dieser Zeit war ARNAUD schon auf dem Weg in die Heimat.

ARNAUD nützte geschickt die politische Lage im Großen (WILHELM VON ORANIEN war in England gelandet) wie im Kleinen (die savoyischen Truppen südlich des Genfer Sees waren zurückgezogen worden). So war sein Plan, diesmal über den Genfer See zu fahren und von daher die Heimat zu erreichen. Nach einem ergreifenden Gebet machten sich etwa 1000 Mann in der Nacht vom 16. auf den 17. August auf den Weg. (Diese Zeitangabe ist noch nach altem Stil, nach unserer Rechnung wären es zehn Tage später gewesen, also am 26. August.) Sammelort war der Wald von Prangins am Genfer See.

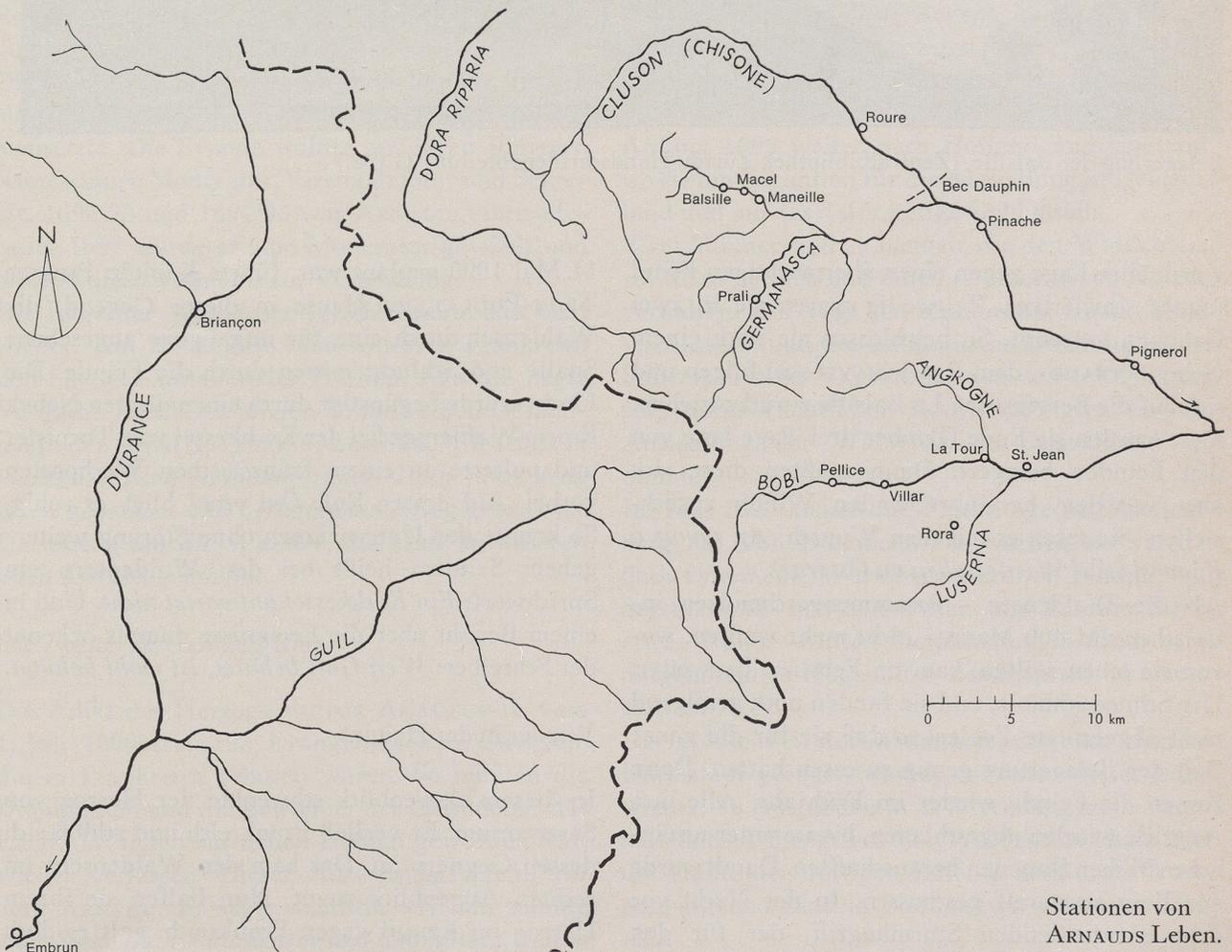
JOSUA JANAVEL, der greise Waldenserrführer, der in der Verbannung in der Schweiz lebte, hatte den Heimkehrern als Losung mitgegeben: *Nichts sei stärker als euer Glaube!*

Die 1000 Mann waren in 20 Kompanien eingeteilt, aus denen man nach dem Vorbild von Gideons Kampf gegen die Midianiter drei Gruppen gebildet

hatte. Jeder war schwer beladen. Jeder Mann hatte ein Gewehr oder eine Muskete, 2 Pistolen, 1 Messer, 1 Degen, 8 Pfund Kugeln und 2 Pfund Pulver. So ging es über Stock und Stein, durch Schnee und Eis, über hohe Pässe und steile Hänge. Mindestens 20 Kilometer wurden jeden Tag zurückgelegt. Dazu regnete es die meiste Zeit. In etwas mehr als zwei Wochen erreichten die Männer die Heimat. Meist erzwang man sich durch Geiseln den Durchzug. Nur einmal kam es zu einem Kampf an der Brücke von Salabertrand. Mit ganz geringen Verlusten wurde die Brücke gegen eine erdrückende Übermacht an Feinden gestürmt.

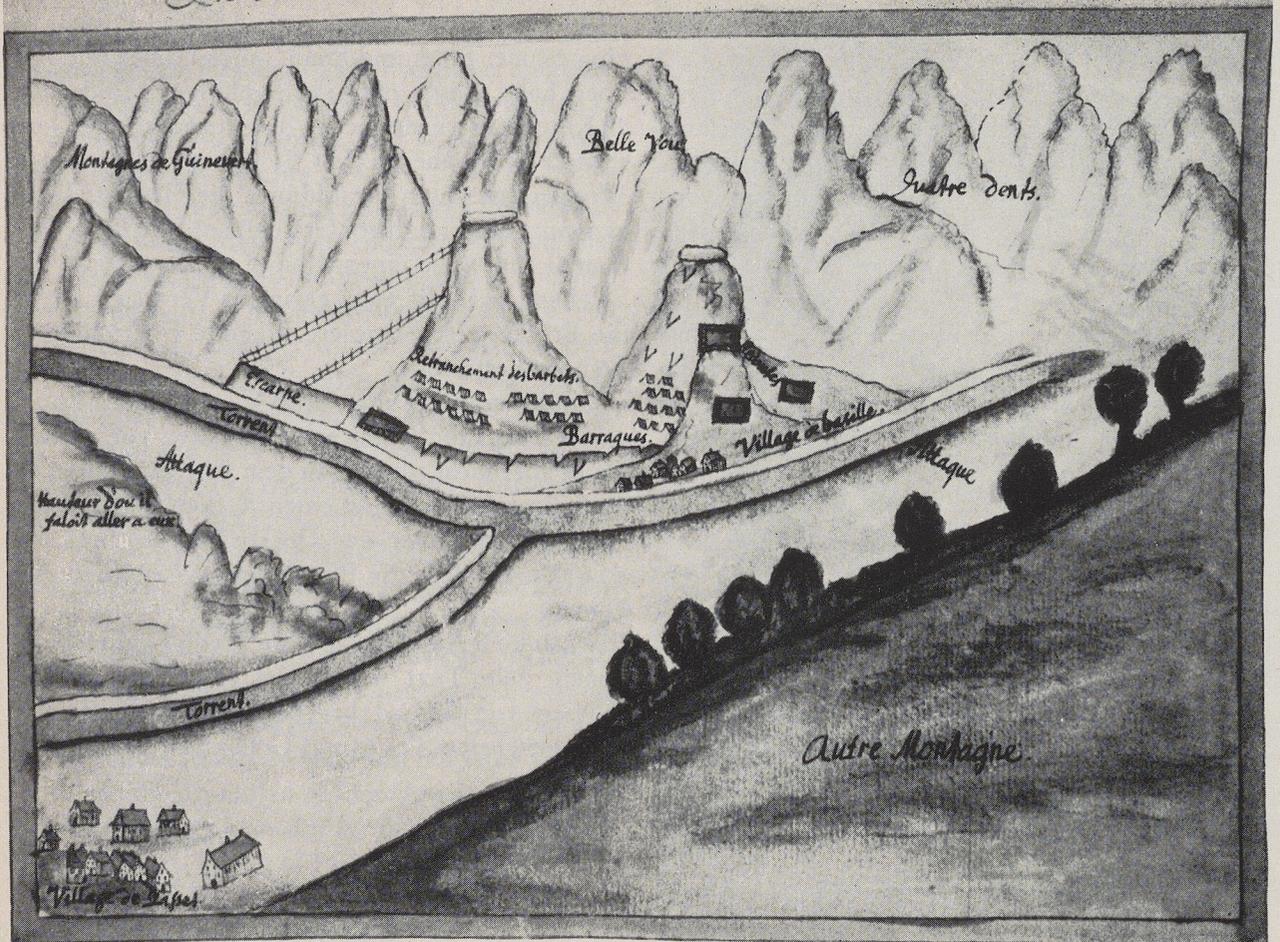
Als militärischer Führer war JEAN JACQUES BOURGEOIS, ein Hauptmann aus Neuchâtel, vorgesehen. Da er aber nicht zur Zeit zu dem verlegten Sammelplatz kam, wählte man einen Refugié aus Die namens TUREL. Aber der Oberbefehl fiel praktisch ARNAUD zu, dem die Ratschläge JANAVELS zugute kamen.

In Prali hielt ARNAUD die erste Predigt auf Heimatboden. Sein Text war Psalm 129, 1, 2. Auf den Wiesen von Sibaud bei Bobi schwuren sich die Heimkehrten Treue und Gehorsam. Trotz allem



Stationen von ARNAUDS Leben.

Le lieu ou sont les Valdois, & ou on les a attaqué.



Belagerung der Balsille. (Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung G 102.)

wurde ihre Lage gegen einen übermächtigen Feind immer schwieriger. Zeitweilig waren sie in zwei Gruppen getrennt. So beschlossen sie nach einem Gebet ARNAUDS, dem Rat JANAVELS zu folgen und sich auf die Bergfestung La Balsille zurückzuziehen. Dort wurden sie Ende Oktober drei Tage lang von den Feinden belagert. Dann mußten diese sich aber vor dem hereinbrechenden Winter zurückziehen. Sie taten es mit dem Wunsch: *Au revoir à Pâques!* (*Auf Wiedersehen an Ostern!*).

Als die Waldenser – zusammengeschmolzen inzwischen auf 400 Mann – nicht mehr wußten, wovon sie leben sollten, kam im Februar Tauwetter. Der Schnee schmolz, und sie fanden noch genügend nicht abgeerntete Felder, so daß sie für die ganze Zeit der Belagerung genug zu essen hatten. Dann kamen die Feinde wieder im Frühjahr. Alle ihre Angriffe wurden abgeschlagen, bis sie unter unsäglichen Mühen Kanonen heranschafften. Damit wurde der Berg sturmreif geschossen. In der Nacht vor dem entscheidenden Sturmangriff, der für den

14. Mai 1690 geplant war, führte Kapitän PHILIPP TRON-POULAT, zu Hause in dieser Gegend, die Waldenser durch eine für ungangbar angesehene Spalte und Schlucht mitten durch die Feinde. Die Flucht wurde begünstigt durch einen dichten Nebel. Einem Waldenser fiel der Kochkessel vom Tornister und polterte an einem französischen Wachposten vorbei. Auf dessen Ruf: *Qui vive?* blieb es ruhig. So konnte das Unternehmen ohne Störung weitergehen. Seitdem heißt bei den Waldensern ein Sprichwort: *Ein Kochkessel antwortet nicht.* Und in einem Bericht über die Ereignisse damals bekennt der Schreiber: *Wen Gott behütet, ist wohl behütet.*

Wieder in der Heimat

In diesem Augenblick schwenkte der Herzog von Savoyen um. Er verließ Frankreich und schloß sich dessen Gegnern an. Das kam den Waldensern im rechten Augenblick zugut. Nun halfen sie ihrem Herzog im Kampf gegen Frankreich, galt es doch

auch, den Feind aus den Waldensertälern zu vertreiben. Auf der Fahne der Waldenser stand: *Patientia laesa fit furor (Verletzte Geduld wird Wut)*. ARNAUD konnte feststellen: *Das Evangelium war tot in den Tälern, wo es zum Ruhm Gottes wunderbar wiedererweckt wurde.*

Das Land, das einem großen Friedhof geglichen hatte, wurde wieder bevölkert. Der Herzog lud auch französische Waldenser aus Deutschland und der Schweiz ein, in sein Land zu kommen. ARNAUD war der Agent für den Herzog in der Schweiz. *Ich ermahne und bitte alle Flüchtlinge und andere, die den Fortschritt des Reiches des Sohnes Gottes lieben, sich mit uns zusammenzuschließen. Es fehlt weder an Land noch an Geld noch an Gütern. Es ist Zeit, daß man das heilige Zion wieder aufbaue!* Auch die katholisch gewordenen Familien durften zurückkehren. Der Herzog schenkte ARNAUD eine Schärpe (heute in Schönenberg), WILHELM III. VON ORANIEN ernannte ARNAUD am 14. März 1691 zum Obersten. Damit war ARNAUDS erste Aufgabe, die ihm gestellt war, gelöst. Die Waldenser waren wieder in ihren Tälern, die Kirche wieder gegründet.

Ab 1692 wurde die Waldenserkirche neu geordnet und aufgebaut. Bis 1694 war ARNAUD Pfarrer in Rora und Vignes, dann kam er nach St. Jean, wo er bis zur neuen Ausweisung blieb.

Die Kirche wurde geleitet durch die Synode, die sich aus Pfarrern und Gemeindeabgeordneten zusammensetzte. Die Synode wählte aus ihren Pfarrern reihum einen Moderator, Vizemoderator und Sekretär. 1692/93 und 1694/95 war ARNAUD Vizemoderator, 1697 wurde er zum Moderator gewählt und blieb in diesem Amt bis zur Vertreibung.

Die Lage der Waldenser verschlechterte sich bald wieder. Am 29. August 1696 schlossen Frankreich und Savoyen miteinander Frieden. ARNAUD hegte Verdacht. Er schrieb an den holländischen Gesandten in der Schweiz, PETER VALKENIER: *Wir leben in unseren Tälern scheinbar ruhig. Doch führt man einen geheimen und verborgenen Krieg gegen uns. Sie wissen um die Wunder, die Gott an unseren alten Kirchen getan hat.*

Die zweite Vertreibung 1698

Das Edikt des Herzogs VICTOR AMADEUS II. vom 1. Juli 1698 traf alle Evangelischen in Savoyen, die in Frankreich geboren waren. So mußten die Delphinaten und die Bewohner des Chisonetals das Land, das ihnen zur neuen Heimat geworden war, wieder verlassen. Dieser Ausweisungsbefehl traf auch ARNAUD. Er sagte deutlich, wie ihm zumute war: *Siehe da, die unmenschliche Belohnung, welche*

ein großer Fürst kund werden ließ, indem er aus seinen Staaten Leute verjagte, welche seine Feinde daraus verjagt haben und welche mächtig zu all dem beigetragen haben, was hinderte, daß er nicht selbst verjagt wurde.

In sieben Gruppen wanderten die Ausgewiesenen über die Berge nach Genf und von dort aus weiter in die evangelischen Kantone der Eidgenossenschaft. Ende August war ARNAUD in Genf. Dann finden wir ihn Mitte September auf der Tagsatzung in Aarau, wo die Vertreter der evangelischen Kantone über das Schicksal der Waldenser berieten. Er wird zusammen mit Pfarrer PAPON und Kapitän PASTRE bestimmt, nach Deutschland zu reisen und dort für eine Aufnahme zu sorgen.

Mitte Oktober kommen die drei nach Stuttgart. Hier macht die Aufnahme aus religiösen Gründen Schwierigkeiten, handelte es sich doch um die Aufnahme von Calvinisten in einem lutherischen Land. Dazu hat man Bedenken wegen Frankreich, wenn man Leute aufnimmt, die durch dieses Land vertrieben wurden. Aber es findet sich ein Ausweg. Bei Maulbronn, an der Landesgrenze, außerhalb der Linien gibt es viel wüstes, nicht mehr bebautes Land, das nicht der Landschaft inkorporiert ist. Als Durchzugsweg hat diese Gegend in den vergangenen Kriegen besonders gelitten.

Dann geht die Reise weiter nach Darmstadt und Frankfurt. Von dort aus ziehen die Abgesandten Anfang 1699 weiter nach Holland und England, wo sie um Garantien für die Ansiedlung in Deutschland und um das dafür nötige Geld bitten.

Zwei Männer sind zu nennen, die den Waldensern zur Seite standen und ihnen zu einer neuen Heimat verhelfen: Der Vogt von Maulbronn, GEORG MARTIN GREBER und der holländische Gesandte in der Schweiz, PETER VALKENIER, den seine Regierung zum außerordentlichen Bevollmächtigten für die Ansiedlung der Waldenser in Deutschland ernannte.

Im Mai 1699 kamen die Flüchtlinge in Württemberg an. Von Dürrmenz aus wurden sie verteilt nach Dürrmenz, Wurmberg-Lucerne, Pinache und Serres, Groß- und Kleinvillars und Perouse. Schon etwas früher wurden Delphinaten in Gochsheim aufgenommen. Hugenotten siedelten sich in Cannstatt an.

Der größte Teil der Waldenser, die nach Hessen-Darmstadt gezogen waren, verließen dieses Land wieder. So entstanden in Württemberg noch Palmbach und Neuhengstett. Von Waldensberg kam über die Hälfte der dortigen Kolonie auch nach Württemberg und fand in Nordhausen eine neue Heimat.



Scharrier.

Nyasse, Uhrmacher.

Salmon Larmed.

Salmon Larmed.

Waldensertypen aus Neuhengstett.
Aufn. von Dr. Stort.

Historische Aufnahme aus dem Jahre 1896.

Man war mit ARNAUD nicht zufrieden. Die Kolonien lägen zu nahe an Frankreich, außerhalb der Linien und abgelegen von größeren Städten, wo man seine Waren verkaufen könne. Aber ARNAUD hatte getan, was er konnte, um seinen Landsleuten die bestmöglichen Bedingungen für den neuen Start zu geben.

ARNAUD sollte zuerst die Gemeinde in Pinache übernehmen, erhielt dann aber die von Dürrmenz. Dort waren etwas über 400 Ansiedler untergebracht worden. Es fehlte ihnen an Land zum Bauen und für ihre Äcker. Ein guter Teil von ihnen wurde auf umliegende deutsche Orte ausquartiert. Zum Teil gründeten sie auch neue Siedlungen, so Corres und Sengach. Am Sauberg auf Ötisheimer Markung bekamen sie 200 Morgen Land, um Maulbeerbäume zu pflanzen. Daher stammt der Name *des Mûriers* für dieses Gebiet. So siedelten sich verschiedene dort an und nannten ihr Dörflein Schönenberg. Auch ARNAUD baute sich dort wahrscheinlich im Jahr 1702 sein Haus.

ARNAUDS Familie

Ende 1699 kam Arnauds Familie nach, die bis dahin noch in Piemont geblieben war.

Es ist nicht genau bekannt, wann ARNAUD zum erstenmal geheiratet hat. Seine erste Frau war MARGUERITE BASTIE aus La Tour. Die Hochzeit muß zwischen 1674 und 1680 stattgefunden haben. Aus dieser Ehe stammen sechs Kinder, von denen eines schon in zartem Alter wieder gestorben ist. Hier kurz einiges über die fünf anderen:

1. MARGUERITE heiratete JOSEPH ROSTAN in La Tour.
2. SCIPION war zuerst Pfarrer in Neu-Isenburg, etwa um 1707. Ab März 1709 ist er in Großvillars als Nachfolger seines Schwiegervaters JEAN DUMAS. Ende 1716 geht er nach Carlsdorf in Hessen-Kassel. Als sein Vater stirbt, wird er dessen Nachfolger in Dürrmenz. Im August 1724 geht er nach Pinache, wo er am 6. Januar 1729 gestorben ist. Auf seinem Grabstein steht: *Silet os doctum, sed pia vita docet. (Der gelehrte Mund schweigt, doch das fromme Leben redet.)*
3. JEAN VINCENT war von 1713 bis 1734 Pfarrer in den Waldensertälern.
4. ISABEAU verheiratete sich am 9. Januar 1713 mit dem churpfälzischen Einnehmer JEAN PHILIPP KOLB aus Bretten.
5. GUILLAUME wurde Jurist in England. Die Kirchenbücher in Dürrmenz beginnen leider erst

1725, d. h. die Kirchenregister, die ARNAUD und sein Sohn führten, sind nicht mehr vorhanden. So wissen wir nicht, wann seine erste Frau starb und wann er zum zweitenmal heiratete. Seine zweite Frau war RENÉE REBAUDY, eine Waldenserin, gebürtig aus der Markgrafschaft Saluzzo. Ihr Bruder war Oberstleutnant.

ARNAUDS Lebensunterhalt

In Schönenberg bekam ARNAUD vom württembergischen Herzog Güter. Es waren knapp 30 Morgen. Eigentlich sollte ihm seine Gemeinde 24 Morgen Pfarrgüter zur Verfügung stellen, aber dazu fehlte es einfach an Boden.

Zeitlebens wurde ARNAUD die Sorgen um seinen Lebensunterhalt nicht mehr los. Sein Gehalt als Oberst hörte schon mit dem Tod WILHELMS III. auf. Sein Pfarrersgehalt, oder wie man damals sagte, seine Pension, sollte er wie einige andere Pfarrer der Waldenser von England bekommen. Aber das war eine unsichere Sache. Zum einen wurde sie bald von 200 auf 129 Gulden gekürzt, dann kam sie sehr unregelmäßig und blieb oft jahrelang aus. So sollte die Gemeinde entweder 24 Morgen Pfarrgüter stellen oder ihrem Pfarrer jährlich 100 Gulden bezahlen. Das tat sie ab 1709 sehr widerwillig. Der Herzog gab den Waldenserpfarrern ein kleines Gratial, um das sie aber jährlich neu bitten mußten. Ab 1718 wollte Dürrmenz ARNAUD die 100 Gulden nicht mehr bezahlen, sondern ihm nur noch zwölf Gulden Hauszins geben. Der Streit darum ging bis zu ARNAUDS Tod.

Noch einmal in den Tälern

Im Alter von 60 Jahren reiste ARNAUD noch einmal in die Täler. Der Spanische Erbfolgekrieg sah den Herzog von Savoyen an der Seite der Gegner Frankreichs. Er richtete an die Waldenser in Deutschland einen Aufruf zur Rückkehr. Anfang 1704 wurde das den Waldensern in Württemberg erlaubt. Daraufhin kehrten manche – wenigstens für einige Zeit – nach Piemont zurück, so auch ARNAUD. Zuerst war er dort tätig in Politik und Kriegsdienst. Er verhinderte die Bildung eines weiteren Pufferstaates zwischen Frankreich und Piemont, wie es Frankreich schon mit der *Salzrepublik* des Tales St. Martin getan hatte. Dann wurde er für 1 1/2 Jahre von Mitte 1705 bis Ende 1706 vorläufiger Pfarrer von St. Jean. Aus einer endgültigen Bleibe in der alten Heimat wurde nichts. ARNAUD verließ seine geliebten Täler für immer und kehrte auf dem Weg über England wieder nach Württemberg zurück. Dort

harrte seiner die doppelte Aufgabe, einmal für seine Gemeinde Dürrmenz zu sorgen, zum andern sich für die ganzen Waldensergemeinden einzusetzen.

ARNAUDS Gemeinde in Dürrmenz

ARNAUD merkte wohl bald, daß der Kolonie in Dürrmenz kein Bestand beschieden war. Man kann allgemein die Beobachtung machen, daß die Kolonien, die in deutschen Orten angesiedelt wurden, wieder eingingen. Das traf für Gochsheim, Cannstatt, Wurmberg und Dürrmenz zu. So versuchte ARNAUD möglichst viele nach Schönenberg umzusiedeln, wo er selbst auch wohnte.

Zuerst bekam die Kolonie die alte Peterskirche in Dürrmenz für ihre Gottesdienste. Dann plante ARNAUD den Bau einer Kirche in Schönenberg. Die anderen Pfarrer rieten ARNAUD ab, als er ihnen von seinem Plan berichtete. Der Vogt gab ihm die Erlaubnis von sich aus, ohne bei der Waldenserdeputation, der Regierungsbehörde für die Waldenser, nachzufragen, worauf er sehr getadelt wurde: *Als hast du ganz ohnrecht dran getan*. Am 1. Januar 1719 wurde in der neuen Kirche in Schönenberg der erste Gottesdienst gehalten. In Dürrmenz erinnert heute nur noch die *welsche Gasse* an die einstigen fremdländischen Bewohner. Schönenberg mit seiner Kirche, in der nach Waldensersitte ARNAUD begraben wurde, und mit ARNAUDS Pfarrhaus ist heute der Mittelpunkt der Deutschen Waldenservereinigung. ARNAUDS Haus dient heute als Gedenkstätte, Museum, Bibliothek und Archiv.

ARNAUDS Sorge für alle Waldensergemeinden

Neben der Arbeit als Ortspfarrer der Waldensergemeinde Dürrmenz mit ihren mancherlei Filialen hatte ARNAUD auch für alle Gemeinden zu sorgen. Dreimal wurde er von der Synode zum Moderator gewählt, so 1701, 1708 und 1718.

Da gab es einmal Sorgen äußerer Art für Unterbringung und Lebensunterhalt der Waldenser. Der Feldmesser STAHL von Hohenhaslach legte die Ortschaften an, vermaß die Felder und Markungen. Fast in jeder Kolonie fehlte es an Wiesen und Wald, in mancher am Wasser. 1699 bat ARNAUD um einen Fruchtkasten, um das Geerntete aufheben zu können. Die 2215 Maulbeerbäume gediehen nicht. In seinem eigenen Garten pflanzte ARNAUD die ersten Kartoffeln in Nordwürttemberg, die ihm SEIGNORET aus den Waldensertälern gebracht hatte. Was er erntete, wurde dann unter die Kolonien verteilt.

In den Jahren 1718 bis 1720 gab es unter den Waldensern einen ganzen Preußenrummel. Sehr viele

glaubten, es dort viel besser zu haben, ein Großteil wollte fortziehen. ARNAUD versuchte alles, um die Gemeinden zusammenzuhalten. Er sah, daß sie sonst sehr bald mit ihrer Sprache und ihrem Volkstum untergingen. Die wenigen Zurückgebliebenen hätten sich keine eigenen Pfarrer und Lehrer mehr halten können. Sein Gegenspieler war der Neuhengstetter Pfarrer ABEL GONZALES, der in seiner Jugend schon den Großen Kurfürsten gesehen hatte, und der sich selbst in Preußen eine bessere Pfarrstelle erhoffte. Die württembergische Regierung war von dem Preußenrummel nicht erbaut, nachdem die Waldenser nun aus dem Größten heraus waren und nach den ihnen großzügig eingeräumten Freijahren auch seit einigen Jahren Steuern eingingen. Es mußten von jeder Kolonie Listen angelegt werden, in denen die Bewohner in drei Kategorien eingeteilt wurden: 1. die Vermögenden, 2. die, die ihr Auskommen hatten, 3. die Habenichtse und Unruhegeister. Nur der dritten Gruppe wurde dann die Reise nach Preußen genehmigt. Einige kamen, nachdem die Sache in Berlin gescheitert war, wieder zurück, andere fanden nach Irrfahrten bis Hamburg-Altona und Dänemark eine neue Heimat in Hessen (Gottstreu und Gewissenruh). Badische und palmbachische Waldenser und Hugenotten bildeten die Gemeinde Todenhausen mit ihrem späteren Ableger Wiesenfeld.

Neben den äußeren Sorgen kamen die geistlichen Aufgaben für ARNAUD, besonders in den Jahren, wo er der Moderator der Gemeinden war.

1714 wurde dem Pfarrer JEAN GUEMAR in Nordhausen nachts sein großes Vermögen gestohlen. Daraufhin ging der Unglücksmensch zu einem Wahrsager nach Neuenbürg. Dieser sollte ihm helfen, den Dieb zu finden. Diese Sache bewegte nicht nur die Synode der Waldensergemeinden, sondern auch die württembergische Regierung und die wallonische Synode in Holland, die diesen Pfarrer gesandt hatte und besoldete. ARNAUD wurde in diese Sache auch hineingezogen. Dabei zeigte sich ein Gegensatz zwischen den Pfarrern aus den Waldensertälern und den anderen, die aus Holland geschickt worden waren. Pfarrer GONZALES von Neuhengstett warf ARNAUD vor, er spiele sich als der Patriarch über die Elite der Auserwählten Gottes auf. Zwischen beiden kam es auf der Synode von Dürrmenz 1718 zur Auseinandersetzung. Als GONZALES Abbitte tun sollte, fiel ihm ARNAUD ins Wort: *Nein, mein Bruder, ich verlange keine Abbitte mehr von Euch. Wir sind alle arme Sünder. Bittet nur Gott, daß er Euch alle Eure Sünden vergebe, wie ich ihn herzlich für Euch bitten will.*

Man kann nicht sagen, daß ARNAUD nun nach all



Shönberg Church.

Kirche und Pfarrhaus zu Schönenberg. (Aus: CHARLES HOLTE BRACEBRIDGE: Authentic details of the Waldenses in Piemont and other countries . . . Illustrated by ETCHINGS. London 1827.)



Jean Arnaud's House - Schönberg

den Mühen seines langen Lebens einen ruhigen Lebensabend hatte. Bis zuletzt stand er unter seiner zweiten Lebensaufgabe, die Waldenser in der neuen Heimat einzuwurzeln. Erst ab 1720 kann man von einer gewissen Konsolidierung der Kolonien sprechen. Man kann froh sein, daß ARNAUDS Wunsch um eine Stelle als Pfarrer oder Offizier in England nicht in Erfüllung ging. Er hatte das beantragt, da er bei der *glorieuse rentrée* sein Vermögen eingebrockt habe. So hat er nach der ersten Aufgabe, das Licht des Evangeliums in den Tälern wieder anzuzünden, auch die zweite erfüllt, den Waldensern zu einer neuen Heimat zu verhelfen, wo sie in Ruhe ihres Glaubens leben konnten. Der größte Teil der Waldenser fand diese in Württemberg.

ARNAUDS Ende

Am 8. September 1721 starb ARNAUD in Schönenberg im Alter von 78 Jahren. Nach waldensischer

Sitte wurde er in seiner Kirche beigesetzt. Der Steinhauer JOHANNES WEYSINGER aus Ötisheim fertigte seine Grabplatte. Darauf stand ARNAUDS Wahlspruch: *ad utrumque paratus* (zu beidem bereit). Was damit gemeint ist, möge die Unterschrift, die sich unter einem Bild ARNAUDS befindet, erklären. Ich gebe sie gleich in deutsch wieder:

Ich predige, ich kämpfe, ich habe doppelte Mission. Meine Seele ist erfüllt von diesen beiden Aufgaben. Wiederaufbauen muß man heute Zion, dazu muß man Kelle und Degen haben.

Das Leben ARNAUDS führte uns in eine Zeit, die bewegt war von den Kriegen zwischen Frankreich und seinen Gegnern. Savoyen stand bald auf dieser, bald auf jener Seite. Wir wurden in eine Zeit geführt, in der das cuius regio, eius religio galt. Das

hatten die Waldenser in Frankreich und Savoyen zu spüren. Wir erlebten eine Zeit, in der man um des Glaubens willen auch zu den Waffen griff. Dabei lernten wir einen Mann kennen, der sich als Pfarrer, und wo nötig, auch als Kriegsmann, für sein Volk einsetzte, ihm die Heimat wiedererkämpfte und für die Ausgewiesenen eine neue suchte und gründete. ARNAUD war immer zuerst Pfarrer. Das andere tat er nur notgedrungen und kehrte so bald als möglich zu seinem eigentlichen Beruf zurück. Er hat uns vorgelebt, was JOSUA JANAVEL seinen Landsleuten für die *glorieuse rentrée* als Losung mitgab: *Nichts sei stärker als euer Glaube!*

Eine ausführliche Biographie über HENRI ARNAUD erscheint in der Festschrift der Deutschen Waldenservereinigung zu deren Jahresfest am 12. September 1971 in Schönenberg. Darin findet sich auch das Verzeichnis der Literatur und Quellen, die Anmerkungen weisen auf die Fundstellen hin.

Leser-Forum

Wie in Heft 1971/2 der «Schwäbischen Heimat» angekündigt, soll von diesem Heft an der Leser in verstärktem Maße zu Wort kommen. Sinn dieser Einrichtung ist es, die Diskussion unter unseren Lesern zu verstärken.

Ein Hauptthema der letzten Wochen und Monate war die äußerliche Umgestaltung der «Schwäbischen Heimat» ab Heft 1971/1. Dazu erreichten uns folgende schriftliche Meinungsäußerungen:

«In diesen Tagen erhielt ich das neugestaltete erste Heft 1971 der «Schwäbischen Heimat»! Dazu möchte ich Ihnen doch sagen, daß ich Aufmachung und insbesondere den Inhalt dieses Heftes als sehr gut empfinde und so interessant, wie die meisten Hefte der letzten Jahre . . .» E. B. R. in P.

«Zur neuen Aufmachung Ihrer Zeitschrift «Schwäbische Heimat» drücke ich Ihnen mein Beileid aus. Sie haben damit den Charakter einer Werkszeitschrift der Wasseralfinger Hüttenwerke getroffen. Vielleicht wollen Sie sich auch besonders an Leser im Ruhrgebiet wenden. (Anm. der Redaktion: Das haben wir nicht im Sinn!) Jedenfalls hätte die Änderung der äußeren Gestalt zu einer Verbesserung führen müssen.» Unterschrift: «In Trauer». Dr. U. S. in N.

«Welche Verböserung des graphischen Bildes! Als Titel eine Schrift von anno dazumal! . . . Die graphische Gestaltung wohl die Arbeit eines Lehrlings. Der Inhalt wie immer erfreulich und beglückend!» Dr. W. K. in O.

«Eine Neugestaltung war notwendig und die neue Typographie der Textseiten ist auch ganz gut gelungen, dem heutigen Empfinden angepaßt. Was ich jedoch nicht begreifen kann, ist die Gestaltung des Umschlags mit den beiden Titeln auf Seite 1 und 2. Für eine Zeitschrift, die sich um kulturelle Belange bemüht, ist die neue Schrift eine Mißachtung des Inhalts . . .» H. M. in S.

In dieser Richtung las und hörte die Redaktion Kritik an der äußeren Gestaltung unserer Zeitschrift. Sie meint dazu:

1. Über geschmackliche Fragen läßt sich immer streiten. Außer Frage stand, daß die «Schwäbische Heimat» ein neues Gesicht erhalten mußte, was schon aus technischen Gründen bedingt war.
2. Es wurden insgesamt sechs neue Vorschläge von zwei Fachleuten vorgelegt, von denen schließlich einer durch die Redaktion und den Vorstand ausgewählt wurde.
3. Klar ist, daß dieses äußere Gesicht unserer Zeitschrift nicht wie das letzte auf zwei Jahrzehnte bestimmt ist. Unsere schnelle Zeit mit ihren technischen Neuerungen verbietet dies.
4. Für einen neuerlichen Wechsel in der Gestaltung des Umschlags sehen wir im Augenblick keine Notwendigkeit. Man wird die Frage jedoch im Auge behalten (und bei einer künftigen Umgestaltung vielleicht wieder ähnliche Stimmen hören).

Fazit: wir wollen warten!

Ein anderes Thema: «Bei Veröffentlichungen über Bauten sollten nicht nur wirkungsvolle Fotos von Außen- und Innenansichten, sondern immer auch Grundrisse beigegeben sein, ebenso wie bei Städtebildern immer auch ein Stadtplan abgebildet sein sollte. In das eigentliche Wesen eines Baues eindringen kann auch der Laie nur über einen Grundriß.» H. W. in R.

Frage der Redaktion an den kundigen oder fachlich nicht vorgebildeten Leser: Kann der Laie wirklich nur über einen Grundriß in das Wesen eines Baues eindringen?

Und noch ein anderes Thema – es soll das letzte in diesem Heft sein –: das Gedicht. Wir alle wissen, daß es aus vielen Gründen heute in einer Krise steht. Daher haben wir in den letzten Jahrgängen bewußt die Veröffentlichung von Gedichten eingeschränkt und wollen jetzt – vielleicht von ganz bestimmten Ausnahmen abgesehen – darauf verzichten. Dazu schreibt uns ein Leser und selbst Verfasser von Gedichten u. a.:

«Dieser Beschluß ist für viele Leser bestimmt keine reine Freude, denn wenn es zu einem reinen Informationsblatt wird, wird es doch etwas zu nüchtern für ein Heimatblatt. Hier wird wieder dem Realismus ein Opfer gebracht, das aber nicht angebracht ist. Die Redakteure kennen scheinbar landauf, landab nichts anderes mehr als dem Moloch «Mode» Opfer zu bringen. Ich bin der Ansicht, daß die Mode in Kunst und allen anderen Lebensbereichen langsam zu einer gefährlichen Diktatur wird, die auch nicht besser ist, als die so viel geschmähte «frühere». Aber ein Heimatbund hat diese Aufgabe nicht und etwas Romantik und Poesie sollte da immer noch zu Hause sein, vor allem bei uns Schwaben. Wir werden langsam geistig arm und ärmer mit dieser viel gepriesenen Nüchternheit und eines Tages gehen wir daran zugrunde, weil niemand mehr am Materiellen genug hat und wenn dieser Wohlstand zu-

rückgeht. Was dann? Einen inneren Halt haben dann viele Menschen nicht mehr, denn was sagt ihnen ein stilles, friedliches Bild der Heimat, eine blühende Wiese, oder ein äsendes Rehkitz? Dazu gehört auch in den Heimatvereinen immer noch etwas die Pflege der Poesie und etwas Romantik und somit erlaube ich mir gegen Ihren Beschluß zu schreiben. Protest ist halt heute Mode und so protestiere ich einmal umgekehrt gegen das Neue, das alles Alte niedertrampelt, weil man ja nicht aus der Reihe tanzen will und heute alles ja so schön programmiert und geschaltet ist. Meiner Ansicht nach ist es absolut nicht allein die Aufgabe des Blattes, zu informieren und jeder Problematik aus dem Wege zu gehen ist auch nicht Aufgabe einer Journalistik, damit ja alles friedlich dahinplätschert und niemand geistig gefordert wird.» W. C. in L.

Auch hier dürfen wir unsere Leser fragen: was meinen Sie dazu?

Abschließend noch ein Wort zum Thema «Heimat heute», das Willy Leygraf im letzten Heft angeschnitten hat. Die Diskussion ist in voller Breite angelaufen. Nach einem Beschluß der Mitgliederversammlung vom 19. Juni 1971 in Bad Buchau soll das Thema auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung diskutiert werden. Wir wollen und können hier nicht vorgreifen. Deshalb schneiden wir dieses Thema in diesem ersten «Leser-Forum» nicht an.

Noch eine kleine Bitte: Leser, die uns schreiben, sollten in ihrem Schreiben bitte vermerken, ob wir ihren Namen voll abdrucken können. Wir haben uns für diesmal mit der Abkürzung von Vor- und Zuname sowie des Ortes beholfen. Dies soll jedoch nicht zur Regel werden. Leser, die keinen anderweitigen Vermerk in ihrem Schreiben anbringen, geben der Redaktion künftig das Recht zum vollen Abdruck ihres Namens.

Die Redaktion

PS: Wir bitten alle unsere Leser, welche zu dem Aufsatz von WILLY LEYGRAF Stellung nehmen wollen, dies bei der außerordentlichen Mitgliederversammlung am Samstag, 20. November 1971, zu tun. (Vgl. Einladung Seite 192!) Die Redaktion behält sich vor, gleichsam als Leser-Forum aus den einzelnen Stellungnahmen charakteristische Abschnitte später zu veröffentlichen.

Der Vulkanismus der mittleren Schwäbischen Alb und seine magnetische Erforschung

Otto Mäussnest

Schon seit vielen Jahren ist bekannt, daß im Gebiet unserer Alb einst furchterregende, höllische Kräfte am Werk waren. Gott Hephaistos hatte hier viele Schmieden in Betrieb, die allerdings schon seit Jahrmillionen wieder erloschen sind. Die vulkanischen Kräfte waren aktiv im Tertiär, genauer gesagt im Obermiocän, also vor etwa 14 Millionen Jahren; genauere radioaktive Altersbestimmungen stehen leider noch aus. Damals war Gott Hephaistos aber nicht nur in unserer engeren Heimat tätig, die Kräfte der Tiefe regten sich in Südwestdeutschland auch im Gebiet des Rheintalgrabens, wo insbesondere das Vulkangebirge des Kaiserstuhls zu nennen ist, und im Hegau, der Landschaft zwischen der jungen Donau im Norden und dem Hochrhein zwischen Schaffhausen und Steckborn im Süden.

Letzte Nachklänge an die vulkanische Vergangenheit unserer Heimat haben wir in der wesentlich erhöhten geothermischen Tiefenstufe, die bei Neuffen 11 m je Grad Temperaturzunahme beträgt (Normalwert ist 33 m je Grad Temperaturzunahme) und Anlaß zu den erfolgreichen Thermalwasserbohrungen von Urach und Beuren gab, sowie in den Kohlensäuerlingen am Rande des Vulkangebietes, zum Beispiel im Schlot von Kleinengstingen, in Hattenhofen und im Filstal mit den Kohlensäuerlingen von Göppingen, Jebenhausen, Bad Überkingen und Bad Ditzenbach.

Man schrieb das Jahr 1790, als von RÖSLER¹ eine Arbeit erschien, in der über das Auftreten von Basalten im Gebiet unserer Alb berichtet wird. Im gleichen Jahr erschien eine Arbeit von WECKERLIN², in der er über Granite am Florian berichtet; er nahm allerdings noch an, daß diese gar nicht in die Schwäbische Schichtstufenlandschaft passenden Gesteine hier anstehend seien. Tatsächlich wurden diese Gesteine von den vulkanischen Kräften bei der Bildung der Florianschlote nach oben an die heutige Erdoberfläche gebracht. Man kann also das Jahr 1790 als das Jahr ansehen, in dem mit der Erforschung des Vulkanismus in Schwaben begonnen wurde.

Genauere Untersuchungen erfolgten jedoch erst ab den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1824 erschienen gleichzeitig zwei Arbeiten, in denen Vorkommen vulkanischen Materials in unserem Gebiet beschrieben werden. Die eine Arbeit stammt von BOUÉ³, die andere von SCHÜBLER⁴, der

Inhaber des Lehrstuhls für Naturgeschichte an der Universität Tübingen war; sein Nachfolger auf dem Tübinger Lehrstuhl wurde F. A. QUENSTEDT.

SCHÜBLER⁴ beschreibt in seiner Arbeit bereits 19 vulkanische Vorkommen. Besonders interessant ist seine Arbeit durch eine Notiz über starken polaren Magnetismus am Südfuß des Calver Bühls bei Dettingen/Erms. Bereits sechs Jahre später – es war im Jahre 1830 – konnte SCHÜBLER⁵ über weitere 11 neugefundene Vorkommen vulkanischen Materials berichten.

Seit SCHÜBLERS Veröffentlichungen ist der Strom der Arbeiten über den Schwäbischen Vulkanismus nicht mehr abgerissen. Einen Höhepunkt in der Erforschung des Schwäbischen Vulkanismus haben wir in der Zeit um die Jahrhundertwende, wie er seitdem nicht mehr erreicht wurde. Damals wurde die geognostische Kartierung Württembergs im Maßstab 1:50 000 durchgeführt; im Zusammenhang mit der geognostischen Kartierung sind insbesondere die Untersuchungen des Altmeisters DEFFNER⁶ zu nennen. In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde von W. BRANCO⁷ eine umfangreiche Monographie über den Vulkanismus Schwabens herausgebracht, die auch heute noch unsere besondere Hochachtung verdient. Er hat alle bis dahin bekanntgewordenen Schlote sehr ausführlich und genau untersucht und beschrieben und dabei auch eine ganze Reihe bisher unbekannter Eruptionsstellen neu gefunden. Weiter ist er ausführlich allen mit der Geologie der Schwäbischen Schlote verknüpften Fragen nachgegangen. Er konnte in seiner Arbeit rund 125 Eruptionsstellen aufzählen.

Die letzte wesentliche Arbeit dieser Blütezeit der Erforschung des Schwäbischen Vulkanismus erschien im Jahre 1915; ihr Verfasser ist H. REICH⁸. Sie ist leider ziemlich unbekannt geblieben. Wie meine Untersuchungen ergeben haben, zeichnet sich diese Arbeit und die ihr beigegebene Vulkankarte durch eine ganz außergewöhnliche Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit aus.

Aus den dreißiger Jahren sind die Untersuchungen von R. WAGER⁹ zu erwähnen. Er konnte im Jahre 1934 155 Ausbruchsstellen in eine Übersichtskarte des Albvulkanismus eintragen.

Im Jahre 1941 erschien eine erwähnenswerte Arbeit von H. CLOOS¹⁰ über Schwabens Vulkane. Während BRANCO⁷ angenommen hat, daß alle Eruptions-

punkte bei einem schnellen einfachen Durchschuß entstanden sind, konnte er zeigen, daß das nur bei einem Teil der Schlotte der Fall ist. Der andere Teil der Schlotte wurde nach seinen Beobachtungen durch eine langsam tastende Aufwärtsbewegung gasreicher magmatischer Massen gebildet. Von CLOOS wurden die vielen Schlotte im Bereich der mittleren Alb unter der Sammelbezeichnung «Schwäbischer Vulkan» zusammengefaßt. Diese Bezeichnung wurde aus der Erkenntnis heraus in das Schrifttum eingeführt, daß nicht jeder Schlot und jedes Schlötlein als mißglückter Bildungsversuch eines selbständigen Vulkans angesehen werden darf, sondern daß es sich hier um einen einzigen in der Kruste vielfach verzweigten und damit wohl schon im Frühzustand erlahmten Vulkan ganz einzigartigen Gepräges handelt.

Die letzte erwähnenswerte Arbeit über den Schwäbischen Vulkan stammt von G. WAGNER¹¹ aus dem Jahre 1956. Sie ist dadurch wichtig, daß hier zum erstenmal seit BRANCO⁷ eine Zusammenstellung aller bekanntgewordenen Eruptionsstellen des Schwäbischen Vulkans gegeben wird (er konnte hier 179 Schlotte aufführen), allerdings war seine Zusammenstellung nicht vollständig.

Von BRANCO⁷ wurde der Vulkanismus der Alb als embryonaler Vulkanismus bezeichnet. Er wollte damit sagen, daß die vielen Eruptionsstellen nie über das Anfangsstadium hinausgekommen sind, der Vulkanismus sich darauf beschränkte, Vulkanröhren auszuräumen und sie mit Basalttuff und etwas Basalt zu verfüllen und es nie zu basaltischen Deckenergüssen oder Bildung richtiger Vulkanbauten kam.

Alle Vulkanröhren endeten einstmals oben mit trichterartigen Vertiefungen, die man als Maare bezeichnet. In den Maaren bildeten sich Maarseen, die auf der Alb schon längst wieder verschwunden sind wie auch die eventuell einstmals vorhandenen Aschenwälle. Junge und gut erhaltene Maare mit Maarseen und Aschenwällen befinden sich in der Eifel, entstanden während der Eiszeit. So wie heute die «jungen» Eifelmaare aussehen, sahen einst die Maare auf der Alb aus.

Auch heute entstehen auf unserer Erde Maare. So berichtete H. ILLIES¹² über die Bildung eines Maares in Südchile im Jahre 1955. Die Bildung dieses Maares ging ganz plötzlich vor sich, ganz entsprechend wie es BRANCO⁷ für alle Eruptionpunkte des Schwäbischen Vulkans angenommen hat.

130 Jahre nach SCHÜBLERS⁴ Beobachtung starken polaren Magnetismus am Calver Bühl wurde die Magnetisierung der Vulkanite des Schwäbischen Vulkans dazu benützt, eine neue ausführliche Unter-

suchung dieses Vulkangebietes in Angriff zu nehmen.

Die Füllung der einzelnen Schlotte des Schwäbischen Vulkans besteht aus Basalttuffen, in die gelegentlich etwas Basalt eingedrungen ist, zum Beispiel am Jusi. Die Basalte und ihre Tuffe sind basische und damit dunkle Gesteine mit einem hohen Gehalt an Ferromagnetica, wobei hier insbesondere Titanomagnetit zu nennen ist. Die Ferromagnetica kristallisieren neben anderen Mineralien bei der Abkühlung aus; der Schmelzpunkt basaltischer Schmelzen liegt über 1200° C. Ihre Magnetisierung bekommen die Ferromagnetica erst bei der weiteren Abkühlung mit Erreichen ihres Curiepunktes. Dieser Punkt ist eine Materialkonstante, also abhängig vom Aufbau eines Ferromagneticums. Man spricht auch von Curietemperatur. Diese Temperatur gibt den Punkt an, bei dem ein Ferromagneticum plötzlich magnetisch wird, bei dem es zur Ausbildung von Elementarmagneten kommt. Als Beispiel sei der Curiepunkt des reinen Magnetites angegeben; er beträgt 578° C. Unter dem Einfluß des relativ schwachen Erdmagnetfeldes werden die Elementarmagnete bei ihrer Bildung eingeregelt und zwar in Übereinstimmung mit der Richtung des damaligen Erdfeldes. Bei der weiteren Abkühlung kommt es zu einem regelrechten «Einfrieren» der Elementarmagnete. Diese bei der Abkühlung aufgeprägte Magnetisierung wird als Thermoremanenz bezeichnet. Sie bleibt über ganze geologische Epochen hinweg erhalten, insbesondere ihre Richtung. Durch die bei der Abkühlung aufgeprägte Magnetisierung wurden die Basalte und Basalttuffe zu regelrechten Magneten mit einem deutlichen Eigenfeld, das sich dem normalen magnetischen Feld der Erde überlagert und zu lokalen Abweichungen führt. Diese Abweichungen sind im Normalfall nur mit speziellen Meßgeräten, sogenannten Magnetometern meßbar. In ganz extremen Sonderfällen wie etwa am Calver Bühl kann die Abweichung vom Normalfeld sogar zu deutlichen Auslenkungen der Magnetnadel eines Kompasses führen.

Bei meinen Untersuchungen werden die von den vulkanischen und damit magnetischen Körpern verursachten Abweichungen vom Normalfeld der Erde gemessen. Dazu wurden sogenannte magnetische Feldwaagen oder Magnetometer benützt, die es in zwei Ausführungen gibt: Schneidenwaagen und die wesentlich moderneren Torsionswaagen. Mit diesen Magnetometern werden nicht Absolutwerte des erdmagnetischen Feldes gemessen, es werden vielmehr sogenannte Relativmessungen durchgeführt, also Bestimmungen des Unterschiedes des magnetischen Feldes zwischen zwei Punkten bzw. gegen-

über einem ungestörten Punkt, also einem Punkt, an dem nur das normale ungestörte magnetische Feld der Erde wirksam ist.

Bei beiden Arten von Magnetometern wird die Tatsache ausgenutzt, daß die Lage eines drehbar angeordneten Magneten abhängig ist von dem auf ihn einwirkenden magnetischen Feld. Bei den älteren Schneidewaagen ist das Magnetsystem mit Quarzschnitten versehen, die auf Lagersteinen aufsitzen, bei den modernen Torsionswaagen ist das Magnetsystem an einem horizontal gespannten Torsionsfaden aufgehängt. Da teilweise sehr geringe Intensitätsschwankungen gemessen werden müssen, sind alle Feldwaagen Präzisionsinstrumente und die jeweilige Einstellung des Magnetsystems wird deshalb mit Hilfe eines Mikroskopes abgelesen.

Die Anomalien der magnetischen Feldstärke werden in gamma ausgedrückt. Ein gamma ist der hunderttausendste Teil von 1 Gauß, der normalen Maßeinheit magnetischer Feldstärken. Der Normalwert der magnetischen Feldstärke des Erdfeldes in der Vertikalrichtung beträgt bei uns rund 0,42 Gauß oder 42 000 gamma. Die Maßeinheit Gauß beruht ihrerseits wieder auf dem Zentimeter-Gramm-Sekunden-System. Im Normalfall wurden von mir nur Messungen in der Vertikalkomponente Z durchgeführt. Die von den Magnetometern geforderte Meßgenauigkeit ist sehr groß, sie soll etwa 3 gamma betragen.

Will man feststellen, ob ein Gebiet magnetisch gestört ist – in unserem speziellen Fall, ob ein Vulkan schlot vorliegt –, so führt man eine flächenhafte magnetische Vermessung durch, wobei man als Bezugspunkt einen Punkt nimmt, von dem man sicher weiß, daß er ungestört ist und damit nur das normale ungestörte magnetische Feld der Erde wirksam ist. Die Meßpunktdichte ist von der Größe des zu erkundenden Störkörpers abhängig; je kleiner er ist, desto dichter ist natürlich das Meßpunktnetz anzulegen. Die Meßpunkte werden mit Nummern in Flurkarten 1:2500 eingetragen; in ein Feldbuch werden diese Punktnummern ebenfalls eingetragen zusammen mit der Uhrzeit und der jeweils erhaltenen Magnetometerablesung. Die Eintragung der Uhrzeit ist notwendig, da das magnetische Feld der Erde einen deutlichen Tagesgang zeigt, der bei der Auswertung berücksichtigt werden muß. Zur Berücksichtigung des Tagesganges werden entweder laufend Rückmessungen am Basispunkt durchgeführt oder es werden fortlaufende Registrierungen des erdmagnetischen Feldes dazu benützt, die an magnetischen Observatorien erfolgen; ein kleines Observatorium besteht seit einigen Jahren auf dem Hohenneuffen.

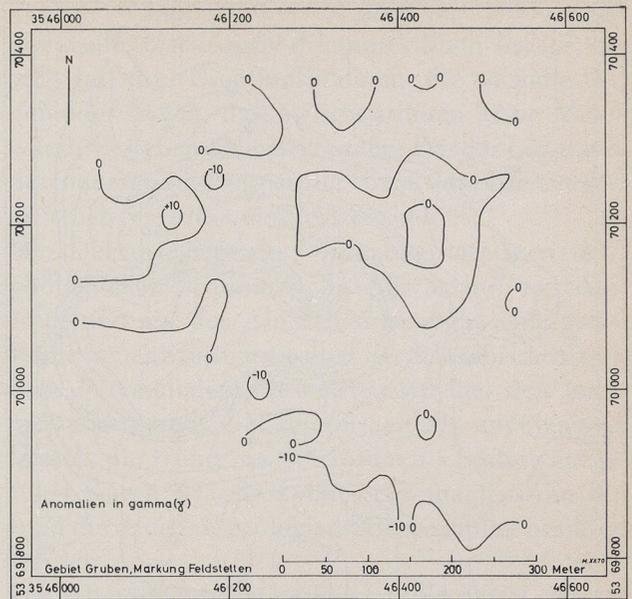


Abb. 1. Verlauf der Isolinien in einem ungestörten und damit von Vulkaniten freien Gebiet bei Feldstetten.

Nach Abschluß der Meßarbeiten in einem Untersuchungsgebiet werden die Messungen ausgewertet, d. h. es wird auf Grund der bekannten Instrumentenempfindlichkeit und des magnetischen Tagesganges berechnet, welcher Unterschied des magnetischen Feldes zwischen den einzelnen Meßpunkten und dem Bezugspunkt besteht. Die berechneten Unterschiede werden in die Flurkarten eingetragen. Daran anschließend werden die sogenannten Isanomalienkarten gezeichnet; es werden also Karten gezeichnet, in denen die Punkte gleicher Abweichung vom Normalfeld miteinander verbunden sind. Diesen Karten kann entnommen werden, ob und wo sich im Untersuchungsgebiet magnetische Körper befinden, die im Schwäbischen Schichtstufenland nur Schlotte des Schwäbischen Vulkans sein können, da hier keine anderen magnetischen Gesteine vorhanden sind. Ferner können den magnetischen Karten Aussagen über Umgrenzung, Form, Tiefenlage und Einfallen des Störkörpers entnommen werden.

Als Beispiele werden einige Isanomalienkarten vorgestellt. Die erste Karte (Abb. 1) zeigt den Verlauf der Isolinien in einem ungestörten und damit von Vulkaniten freien Gebiet bei Feldstetten. Hier ist nur das normale ungestörte Erdfeld wirksam.

Abb. 2 zeigt die Isanomalienkarte des altbekannten Schlotes Hofbühl bei Neuhausen/Erms. Diese Karte unterscheidet sich sehr deutlich von der Karte Abb. 1. In der Mitte der Karte tritt eine geschlossene Zone kräftiger positiver Anomalie auf, die durch den Schlot bedingt ist und uns Aussagen erlaubt über Lage, Umgrenzung und andere Größen

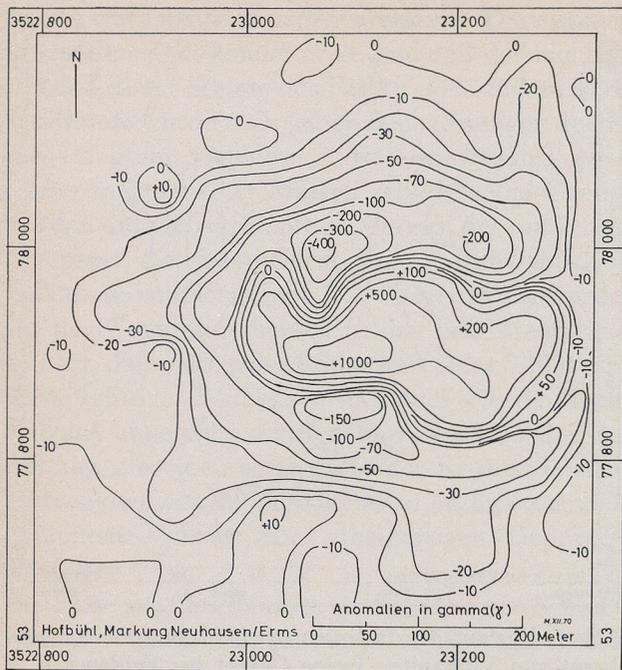


Abb. 2. Verlauf der Isolinien im Gebiet des altbekannten Schlotes Hofbühl bei Neuhausen/Erms.

dieses Basaltuffvorkommens. Aus physikalischen Gründen tritt im Norden einer Anomalie im Normalfall eine Zone abgeschwächter magnetischer Intensität auf, die gelegentlich in Sonderfällen, wie er hier vorliegt, auch im Süden auftreten kann.

Die dritte Isanomalienkarte (Abb. 3) zeigt den Verlauf der Isolinien im Gebiet eines bei den Feldmessungen neugefundenen Schlotes. Er liegt in der Flur Breitenstein der Markung Urach knapp östlich der Uracher Thermalwasserbohrung. Auch hier tritt wieder eine ausgeprägte Zone positiver Anomalie auf, die die Lage des Schlotes anzeigt. Nördlich des Schlotes tritt auch hier die Abschwächung des magnetischen Feldes auf, die man auch als Randeffect bezeichnet.

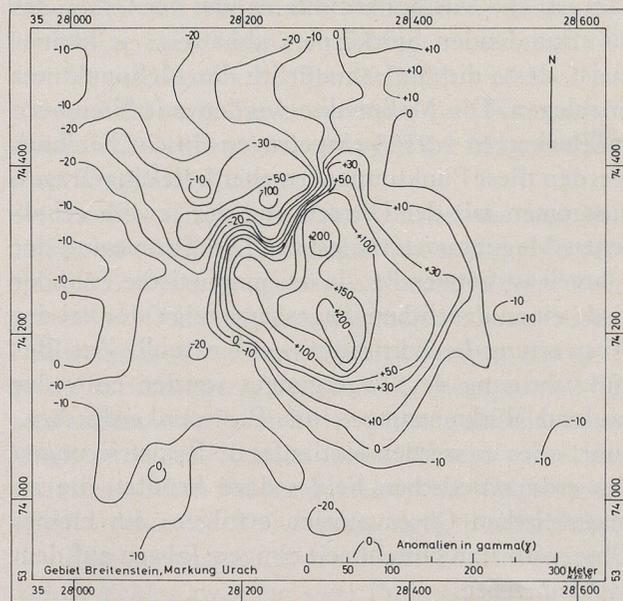
Die allerersten Feldmessungen, die insbesondere der Erkundung des magnetischen Verhaltens der Albschote dienen, erfolgten an den Schloten rund um Kirchheim/Teck. Schon bei diesen ersten Messungen stellte sich heraus, daß die Angaben in den geologischen Karten und im geologischen Schrifttum immer wieder unzuverlässig waren. Wo Schloten angegeben waren, wurden solche weder magnetisch noch geologisch bestätigt, wo keine Schloten angegeben waren, wurden solche magnetisch gefunden, wobei der magnetische Fund häufig auch noch geologisch bestätigt werden konnte. Da es keine basaltischen Gesteine ohne eine magnetische Komponente gibt und ferner magnetisch auch dort gearbeitet werden kann, wo dem Geologen der Einblick verwehrt ist – sei es durch Überlagerung mit jünge-

ren Ablagerungen, sei es durch eine mächtige Verwitterungsdecke mit dichtem Pflanzenbewuchs – wurde auf Grund der Erfahrungen im Kirchheimer Gebiet eine magnetische Bearbeitung des ganzen Gebietes des Schwäbischen Vulkans in Angriff genommen. Diese Feldmessungen, bei denen sich kurzfristig auch G. KEPNER¹³ beteiligt hat, waren nur dadurch möglich, daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft in großzügiger Weise finanzielle und instrumentelle Unterstützung geleistet hat.

Das Gebiet des Schwäbischen Vulkans ist durch folgende Orte umgrenzt: Scharnhäuser bei Stuttgart – Gingen/Fils – Laichingen – Magolsheim – Apfelstetten – Groß- und Kleinengstingen – Reutlingen – Ohmenhausen – Scharnhäuser. Damit ist das Gebiet des Schwäbischen Vulkans so groß, daß eine systematische Bearbeitung des ganzen Gebietes Meter für Meter unmöglich ist. Trotzdem dürfte es gelungen sein, die große Mehrzahl der in diesem Gebiet vorhandenen Ausbruchsstellen erfaßt zu haben. Dies war dadurch möglich, daß es eine große Zahl von Hinweisen auf noch unentdeckte Eruptionstellen gibt. Diese Hinweise wurden von mir zum erstenmal systematisch angewandt, teilweise waren sie noch gar nicht bekannt.

Als einst die Feueressen der Alb aktiv waren, reichte diese wesentlich weiter nach Norden, mindestens bis vor die Tore Stuttgarts, im Schlottuff von Scharnhäuser befindet sich nämlich Weißer Jura. Die Schloten mündeten damit einst bei ihrer Bildung alle in Maaren aus, die im Malm angelegt waren. Im heutigen Albvorland sind die alten Maare na-

Abb. 3. Verlauf der Isolinien im Gebiet des bei den Feldmessungen neugefundenen Schlotes in der Flur Breitenstein, Markung Urach.



türlich längst zerstört, der Erosion anheimgefallen. Reste der alten Maare finden wir heute noch zahlreich auf der Albhochfläche, meist in einem derart zerstörten Zustand, daß sie kaum mehr erkannt werden können. Nur ganz wenige Maare sind noch gut erhalten, zum Beispiel die Maare von Zainingen und Donnstetten.

Die Füllung der Schlotte ist weicher als die harten Schichten des kalkigen Malm. Kommt ein Schlot im Verlauf der rückschreitenden Erosion an den Albtrauf zu liegen, so kommt es dadurch zu einer Einkerbung in den Albtrauf, zur Nischenbildung. Die bekannteste derartige Geländeform ist das Randecker Maar. Man kann zu der Ansicht verführt sein, die heutige Geländeform verkörpere das ursprüngliche Maar, dies ist aber nicht der Fall. Was wir heute als Randecker Maar sehen, ist eine Erosionsform, ausgeräumt durch die rückschreitende Erosion des Zipfelbaches, der sich durch die Zipfelbachschlucht von Hepsisau heraufzieht.

Die Schlotfüllungen sind in der Regel härter als die meist tonigen Schichten des Albvorlandes. Kommt ein Schlot durch die rückschreitende Erosion der Alb in das Vorland zu liegen, so kommt es dadurch zur Bildung von Erhebungen. Meist sind dies nur Hügel, im Volksmund als Bohl, Bölle oder Bühl bezeichnet. Beispiele sind der Dachsbühl bei Bissingen und der Egelsberg bei Weilheim/Teck. Ganz gelegentlich kann es auch zur Bildung richtiger Berge kommen, als Beispiel sei die Limburg bei Weilheim/Teck erwähnt. Wer diesen Berg sieht und nicht in Schwabens Erdgeschichte bewandert ist, könnte ohne genaue geologische Untersuchung zu der Annahme verführt werden, hier einen kleinen Schichtvulkan, einen kleinen erloschenen Vesuv etwa vor sich zu haben. Tatsächlich stellt auch er ein altes längst zerstörtes Maar dar, das schon längst der Erosion zum Opfer gefallen ist.

Es mußte also bei den Feldmessungen, um neue Vulkane aufzufinden, allen Erhebungen des Albvorlandes, allen Einkerbungen im Albtrauf und allen Depressionen auf der Albhochfläche nachgegangen werden. Eine ausführliche Untersuchung aller dieser Geländeformen war notwendig, da sie auch durch andere Ursachen entstanden sein konnten. So sind etwa die Drei-Kaiser-Berge, die Achalm oder der Erkenberg bei Weilheim/Teck unvulkanisch. Die falschen «Vulkanberge» sind meist durch Reliefumkehr entstanden.

Selbstverständlich sind nicht alle Depressionen der Albhochfläche alte Maare. Es kann sich hier genauso gut um flache Dolinen handeln, wie es etwa bei den Depressionen auf dem Roßberg bei Glems der Fall ist. Die größte Karsthohlform der Alb da-

gegen, das Längental bei St. Johann, stellte sich als ein großes bisher nicht erkanntes Maar heraus, besetzt mit drei Eruptionspunkten, die so nahe beieinander liegen, daß zwischen ihnen keine Maarwände bestehen bleiben konnten. Der das Längental durchquerende Dolinenzug liegt im Grenzgebiet zwischen Südschlot und Mittelschlot.

Die Überprüfung aller vulkanverdächtigen morphologischen Strukturen im Albvorland, am Albtrauf und auf der Albhochfläche ergab eine ganze Reihe neuer Eruptionsstellen des Schwäbischen Vulkans. Verschiedentlich stellten sich bei den Feldmessungen auch Geländeformen als unvulkanisch heraus, die früher im Schrifttum als Schlotte aufgeführt waren. Häufig konnte der magnetische Befund durch eigene geologische Beobachtung bestätigt werden.

Die Albhochfläche ist verkarstet und damit wasserarm, die Basalte und Basalttuffe sowie ihre Verwitterungsböden sind Wasserstauer. Sie wurden deshalb von den Albbauern vor Einrichtung der Albwasserversorgungsgruppen als Wasserstein und Wasserboden bezeichnet. Wollten sich einst die Albbauern nicht mit der sehr mangelhaften und vor allem unhygienischen Versorgung aus Dachbrunnen oder Zisternen zufriedengeben, so mußten sie auf alten Schloten siedeln. Deshalb befinden sich im Gebiet des Schwäbischen Vulkans fast alle Siedlungen der Albhochfläche auf alten Maaren. Zahlreiche Siedlungen gingen auf der Albhochfläche im Laufe der Jahrhunderte ab. Da es naheliegend war, daß auch die abgegangenen Siedlungen der Albhochfläche auf alten Schloten lagen, mußte ausführlich der Siedlungsgeschichte der Albhochfläche nachgegangen werden. Zahlreiche Schlotte konnten so gefunden werden.

Natürlich weisen nicht nur abgegangene Siedlungen auf Wasserstein und Wasserboden hin. Dies tun genauso alle Brunnen, Quellen und feuchte Stellen auf der verkarsteten Albhochfläche. Da Quellen und Brunnen heute nicht mehr benötigt werden, können sie heute oft zugeschüttet, feuchte Stellen drainiert sein. Das bekannteste Vorkommen stauender Nässe auf der Albhochfläche ist das eigentlich gar nicht in die Landschaft passende Hochmoor der Torfgrube beim Otto-Hofmeister-Haus. Dieses Hochmoor ist nur dadurch möglich, daß sich unter ihm ein großer Tuffschlot befindet. Zu einer möglichst weitgehenden Erfassung aller Schlotte der Albhochfläche war es notwendig, allen Feuchtstellen, allen Quellen und Brunnen nachzugehen. Viele Hinweise auf solche heute nicht mehr erkennbaren Stellen verdanke ich einer ausführlichen Befragung der Albbauern, die oft überraschend gute Kenntnisse über

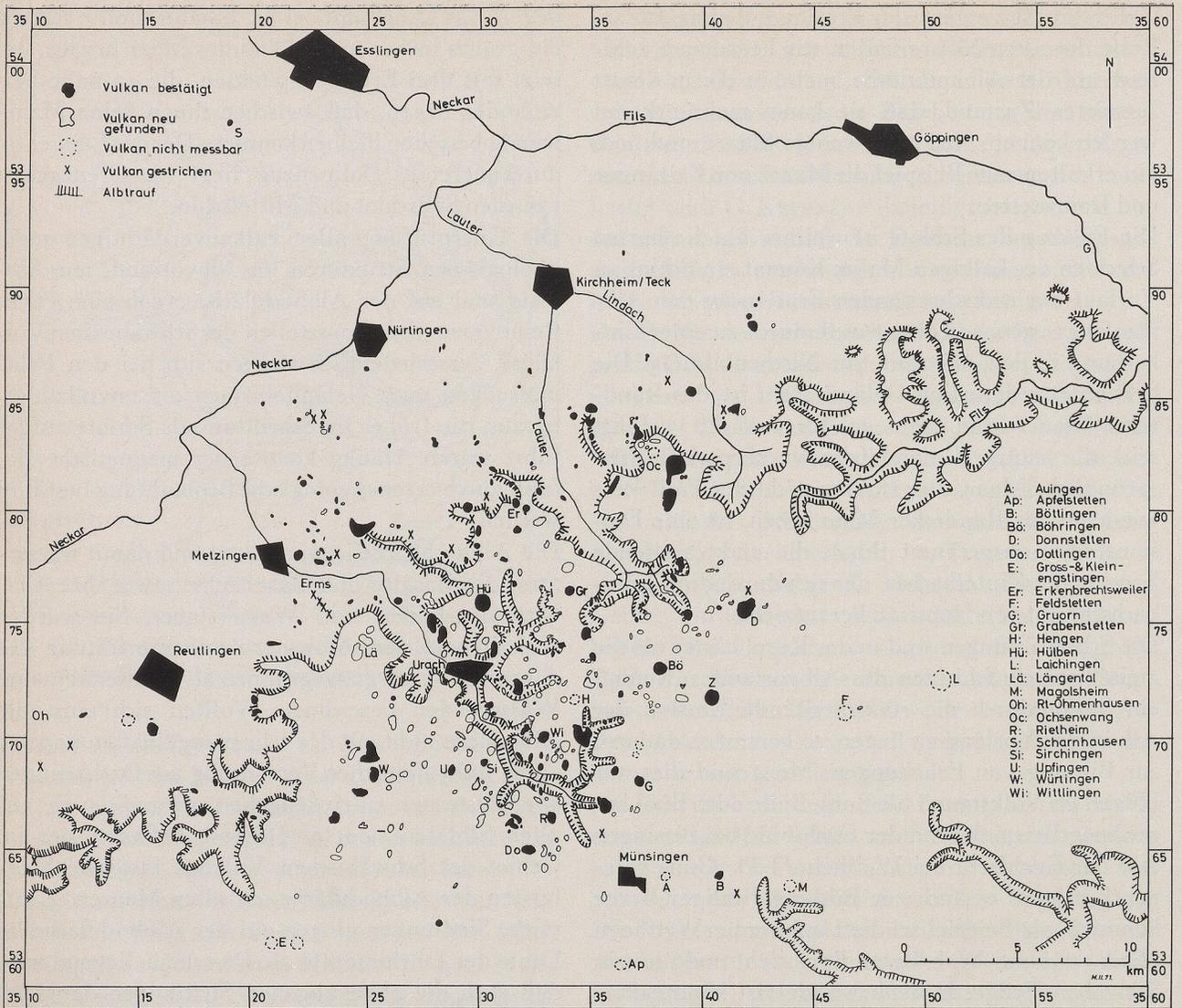


Abb. 4. Übersichtskarte des Schwäbischen Vulkans.

die Bodenverhältnisse der Äcker und Wiesen ihrer Markung haben. Zahlreiche Vulkane wurden auf Grund von Hinweisen gefunden, die ich bei dieser Befragung erhalten habe.

Die Verwitterungsböden der Alb sind in der Regel bräunlich gefärbt. Dagegen pflegen die aus basaltischen Gesteinen entstandenen Verwitterungsböden gerne eine tiefschwarze Färbung zu haben. Deshalb mußte nachgesucht werden, wo schwarze Verwitterungsböden auftreten. Diese Suche ergab eine ganze Reihe vulkanverdächtiger Stellen; die vulkanische Natur dieser Stellen konnte bei den Feldmessungen bestätigt werden.

Bei der forstlichen Standortkartierung ergab sich, daß vulkanische Stellen sich durch einen abweichenden Pflanzenbestand von der unvulkanischen Umgebung abheben können. So mußte auch die Pflanzensoziologie herangezogen werden, um bisher unbekannte Schlotte bzw. schlotverdächtige Stellen zu

erkennen. Auch dieser Hinweis ergab verschiedene neue Schlotte.

Bei meinen Untersuchungen und Begehungen ist mir aufgefallen, daß Fuchs und Dachs auf der Albhochfläche ihre Baue mit besonderer Vorliebe im Gebiet alter Maare anlegen, da sie hier leichter als in den harten Malmkalken graben können. So mußten alle Gebiete als vulkanverdächtig angesehen werden, wo Fuchs und Dachs mit Vorliebe graben. Auch dieser Hinweis ergab eine ganze Reihe bisher unbekannter Schlotte.

Die Grabenstettener Bauern sind dafür bekannt, daß sie einst mit fanatischer Besessenheit auf der Alb Gold gesucht haben. Wie nicht anders zu erwarten war, entpuppten sich alle ihre vermeintlichen Goldfunde als Katzensgold. Nun enthalten basaltische Gesteine schwarzen Glimmer, den sogenannten Biotit. Dieser kann bei der Verwitterung eine goldgelbe Färbung annehmen und so wurde

ich zu der Annahme verführt, daß die vermeintlichen Goldfunde und Goldabbauversuche auf goldgelb verfärbten schwarzen Glimmer zurückgeführt werden müssen. Damit mußten alle Gebiete, in denen früher Goldabbauversuche vorgenommen wurden, als mögliche bisher unbekannte Eruptionstellen des Schwäbischen Vulkans angesehen werden. Es war nachzuforschen, wo früher auf Gold gegraben wurde. Eine systematische Bearbeitung dieser Stellen rund um Grabenstetten ergab erwartungsgemäß eine große Anzahl neuer Schloten.

Außerordentlich viele Hinweise konnte ich den Flurnamen entnehmen, die allerdings im Laufe der Jahrhunderte teilweise so entstellt wurden, daß manchmal ihr ursprünglicher Sinngehalt kaum mehr erkannt werden kann. Als Beispiel sei die Flur Eppenzill der Markung Upfingen erwähnt, gelegen bei dem als Aussichtspunkt bekannten Eppenzillfelsen. Dieser heute unverständliche Flurname wurde im Jahre 1454 Ebretzhülbe geschrieben, im Jahre 1554 Epartzhilw und 1557 bereits Eperzil (Quelle: Oberamtsbeschreibung Urach) und bedeutet damit ursprünglich «Hülbe des Ebrecht». Hülen oder Hülben sind kleine Seen, die einst auf der Alb zur Sicherung der Wasserversorgung angelegt wurden; ihre Anlage war sehr einfach auf alten Schloten, da hier der Untergrund wasserundurchlässig ist. Die einzige heute noch gut erhaltene Hüle der Alb ist die Dorfhüle von Zainingen.

Nachdem der Ursprung des unverständlichen Gewannamens Eppenzill geklärt war, bestand der Verdacht auf ein bis jetzt unbekannt gebliebenes Vorkommen vulkanischen Materials in dieser Flur selbst oder in ihrer Umgebung. Die hier durchgeführten Feldmessungen ergaben einen neuen Schlot.

Den Flurnamen konnten viele Hinweise auf längst versiegte und zugeschüttete Quellen und Brunnen entnommen werden. Weiter überliefern die Flurnamen Lage und Bezeichnung längst abgegangener Weiler und Dörfer.

Sobald in einem Flurnamen ein Hinweis auf Fuchs oder Dachs auftaucht, war das ein Hinweis auf Gebiete, in denen Fuchs und Dachs mit Vorliebe ihre Baue anlegen. Alle diese Fluren wurden magnetisch untersucht, auch dann natürlich, wenn heute Fuchs und Dachs dort nicht mehr graben. Die Messungen in solchen Fluren ergaben eine ganze Reihe bisher unbekannter Schloten.

Sehr wertvoll waren die Flurnamen bei der Suche nach Stellen alter Bergbauversuche rings um Grabenstetten. Sobald hier einem Flurnamen ein Hinweis auf Erz oder Grabungen entnommen werden konnte, war das ein wertvoller Hinweis auf alte

Katzengoldabbau. Es ist unmöglich, daß bei den Feldmessungen alte Bohnerzabbau als alte Goldabbau und damit als Eruptionspunkte des Schwäbischen Vulkans fälschlicherweise identifiziert wurden. Die Bohnerze bestehen genauso wie die Eisenerze des Doggers, die beispielsweise bei Geislingen/Steige abgebaut wurden, aus dem völlig unmagnetischen Brauneisen.

Verschiedentlich machten mich Flurnamen auch auf Gebiete der Albhochfläche mit abweichendem Pflanzenbestand aufmerksam, der heute nicht mehr erkannt werden kann, da seit der Entstehung unserer Flurnamen viele Flächen durch die immer intensiver gewordene Bewirtschaftung so verändert wurden, daß der Pflanzenbestand der unvulkanischen Umgebung angepaßt wurde.

Trotz aller Bemühungen gelang es bei den Feldmessungen nicht, das Gebiet des Schwäbischen Vulkans auszuweiten. Die alte Umgrenzungslinie bleibt also bestehen.

Zahlreich waren die Berichtigungen der Angaben im geologischen Schrifttum und in den geologischen Karten. Von den bei G. WAGNER⁹ angegebenen 179 Schloten konnten etwa 20 einer Nachprüfung nicht standhalten. Sie mußten gestrichen werden, wobei ich das Nichtvorhandensein dieser Schloten auch oft auf geologischem Wege zeigen konnte. Mehrfach mußten große Schloten in Einzeleruptionen zerlegt werden, während andererseits kleinere benachbarte Schloten zu großen Eruptionstellen zusammengezogen werden mußten. Besonders zahlreich waren Berichtigungen der angegebenen Schlotumgrenzungen. Dies ist nicht erstaunlich, da der kartierende Geologe auf Aufschlüsse und Lesesteine angewiesen ist. Der Geophysiker dagegen kann mit Hilfe seiner instrumentellen Ausrüstung auch dort zu klaren Ergebnissen kommen, wo der Geologe mangels Aufschlüssen oder Überlagerung mit jüngeren Ablagerungen, wie zum Beispiel mächtigem Hangschutt am Albtrauf, auf vernünftige Überlegungen und Vermutungen angewiesen ist.

Neu gefunden wurden bei den Feldmessungen, die sich über die Jahre 1953–1968 erstreckten, rund 160 bisher unbekannte Eruptionstellen des Schwäbischen Vulkans. Im gleichen Zeitraum wurden bei geologischen Untersuchungen und im Rahmen der forstlichen Standortkartierung etwa zehn Schloten neu gefunden. Damit sind heute in einem Gebiet von etwas mehr als 1600 km² rund 335 Eruptionspunkte des Schwäbischen Vulkans bekannt. Die magnetischen Untersuchungen in dieser Vulkanprovinz ergaben damit knapp die Hälfte aller heute bekannten Ausbruchsstellen.

Beweise für die vulkanische Natur einer Stelle sind

lediglich magnetische Anomalien oder anstehendes vulkanisches Material. Lesesteine, die immer wieder Anlaß zu Angaben im Schrifttum gegeben haben, sind keinerlei Beweis. Früher bestanden die Grenzsteine auf der Alb häufig aus Basalttöuff; sie sind ziemlich rasch zerfallen. Bei Grabarbeiten auf der Alb fällt immer wieder Basalttöuff an, der gerne dazu benützt wird, Böden mit kümmerlicher Verwitterungskrume zu verbessern.

Als interessantes Beispiel möchte ich den Basalttöuffgang von Böttingen erwähnen. Hier konnte ich bei Grabarbeiten im Rahmen eines Feldwegbaues tuffhaltigen Verwitterungsboden über massigem Weißjura beobachten, wobei Felder mit Tuffführung mit Feldern ohne Tuffführung abwechselten, zusätzlich konnte ich noch einen Bauern beobachten, der gerade damit beschäftigt war, mit angeführtem Basalttöuff seinen Acker zu bestreuen, um ihn damit zu meliorieren.

Als weiteres Beispiel einer Fehlkartierung sei der Burren oder Heiligenberg bei Gutenberg angeführt. Hier stand früher ein Franziskanerkloster, dessen aus Basalttöuff bestehende Grundmauern heute noch zu sehen sind. Diese Grundmauern gaben und geben immer wieder Anlaß, den Burren als vulkanisch anzusehen, obwohl W. BRANCO⁷ und insbesondere H. REICH⁸ darauf hingewiesen haben, daß hier kein echt «anstehender» Basalttöuff vorhanden ist. Auch meine Feldmessungen ergaben nicht den geringsten Hinweis auf einen Schlot in diesem Gebiet.

Während E. WEPFER¹⁴ im Jahre 1929 noch annehmen mußte, daß das zwischen der Erms unterhalb Urachs und der Kirchheimer Lauter gelegene Gebiet des Erkenbrechtsweiler Grabens – neuerdings auch als Erkenbrechtsweiler Berghalbinsel bezeichnet – das Zentrum und damit das Gebiet mit dem dichtesten Besatz mit Eruptionspunkten je Flächeneinheit darstellt, ergaben die Feldmessungen, daß tatsächlich das Gebiet zwischen Wittlingen und Dottingen südöstlich von Urach das Zentrum bildet. Das Zentrum fällt damit zusammen mit dem Muldentiefsten des alten Senkungsgebietes rings um Urach. Hier treffen drei tektonische Systeme oder ihre Verlängerung zusammen: Fildergraben, Filstalgraben und Hegau-Heldburg-Zone. Man muß annehmen, daß diese drei tektonischen Elemente bzw. die abwärtige Bewegung des Raumes rings um Urach eng verknüpft sind mit der Entstehung und Entwicklung des Schwäbischen Vulkans.

Die magnetischen Untersuchungen ergaben keinen Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen der Lage der einzelnen Vulkane und der Oberflächen-tektonik. Sie liegen also nicht auf, sondern neben den bekanntgewordenen Verwerfungen. Falls die

Tektonik bei der Anlage der einzelnen Vulkan-schlote eine Rolle spielte, kann es nur Tektonik im Untergrund sein.

Die Feldmessungen wurden durch gesteinsmagnetische Messungen ergänzt, um die Richtung der einstmals bei der Abkühlung aufgeprägten Thermoremanenz zu erhalten, die uns die Berechnung der Lage des magnetischen Poles der Nordhalbkugel zur Zeit der Tätigkeit des Schwäbischen Vulkans erlaubt. Wie auf Grund der Altersstellung des Schwäbischen Vulkans zu erwarten war, entspricht die Richtung der Thermoremanenz annähernd der Richtung des heutigen erdmagnetischen Feldes. Aus der mittleren Thermoremanenzrichtung des Schwäbischen Vulkans berechnet sich als Lage des magnetischen Poles der Nordhalbkugel für das Obermiocän das Gebiet der Insel Nordostland, die zur Spitzbergengruppe gehört. Der heutige magnetische Pol der Nordhalbkugel liegt im Gebiet der NW-Ecke Grönlands.

Besonders interessant waren die feld- und gesteinsmagnetischen Messungen im Untersuchungsgebiet Calver Bühl, an dem – wie schon oben erwähnt – bereits durch SCHÜBLER⁴ starker polarer Magnetismus festgestellt wurde. Die Anomalien im Schlotbereich liegen bei 1000 gamma, also durchaus im üblichen Rahmen. Im Gipfelbereich dagegen, wo nackter Basalttöuff ansteht, treten ganz extreme Anomalien auf mit 33 000 gamma Absolutbetrag; diese Anomalien sind auf einen ganz engen Raum beschränkt. Legt man in diesem Gebiet einen Kompaß auf den Boden, so findet man SCHÜBLERS⁴ Mitteilung über starken polaren Magnetismus bestätigt: der Kompaß zeigt an einer Stelle beinahe Süden als Norden an. In diesem Gebiet wurden Gesteinsproben zu gesteinsmagnetischen Messungen entnommen. Ihre Untersuchung ergab, wie nicht anders zu erwarten war, eine sehr wilde Streuung der gemessenen Remanenzrichtungen. Ferner ergaben die Messungen eine derart hohe remanente Magnetisierung, wie sie bei einer Abkühlung im Erdfeld nie entstanden sein kann. Es liegt hier eine starke zusätzliche Magnetisierung durch Blitzschlag vor. Die Blitzströme sind mit starken magnetischen Feldern verbunden, die bis 100 Gauß erreichen können.

Bei den Felduntersuchungen wurde auch an einer zweiten Stelle Blitzschlagmagnetisierung nachgewiesen. Es ist dies die steile Basalttöuffnadel des Konradfelsens. Auch hier können auf dem Gipfel mit dem Kompaß magnetische Messungen durchgeführt werden, falls er auf den Boden gelegt wird. Dabei wird sogar Süden als Norden angezeigt. Immer wieder wird im Schrifttum die Frage nach

der Tiefenlage des Vulkanherdes unter der Alb diskutiert. Um diese Frage einer gewissen Klärung zuzuführen, erfolgte eine regionalmagnetische Vermessung Mittelwürttembergs. Bei der regionalmagnetischen Bearbeitung dieses Gebietes interessierte nicht das von den einzelnen Schloten verursachte Störfeld, sondern eine eventuell vorhandene großräumige vom Herd verursachte Anomalie. Diese Vermessung erfolgte mittels 25 Profilen, die sich vielfach durchkreuzen und bis zu 80 km lang waren. Im Vulkangebiet selbst wurde größter Wert darauf gelegt, daß die einzelnen Meßpunkte möglichst weit entfernt von den einzelnen Schloten lagen, um von ihnen ausgehende Verfälschungen der regionalmagnetischen Vermessung zu eliminieren. Es gelang dabei nicht, eine vom Herd herrührende großräumige Anomalie zu erhalten. Damit liegt der Herd nicht oberflächennah – etwa an der Grenze Sedimente gegen Grundgebirge –, sondern wesentlich tiefer, mindestens in 4 km Tiefe. Man darf sich allerdings auch nicht vorstellen, daß jeder noch so kleine Schlot durch einen eigenen Kanal mit dem Herd verbunden ist. Bei den Feldmessungen ergab sich immer wieder, daß nahe benachbarte Vulkane ziemlich oberflächennah zusammenhängen und eine gemeinsame Verbindung mit der Tiefe haben und damit mit dem Vulkanherd. Die von H. CLOOS vorgenommene Zusammenfassung der vielen schwäbischen Eruptionspunkte zu einem einzigen in der Kruste vielfach verzweigten Vulkan, zum «Schwäbischen Vulkan» besteht damit zu Recht.

Literatur:

- ¹ G. F. RÖSLER: Beyträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Wirtemberg nach der Ordnung der daselbst durchströmenden Flüsse, Stuttgart 1790 (Band 2).
- ² WECKERLIN: Achalm und Mezingen unter Urach. Zum Besten einiger durch's Wasser verunglückter Familien in Mezingen zum Druck gegeben, Tübingen 1790.

- ³ BOUÉ: Note sur les dépôts tertiaires et basaltiques de la partie du Wirtemberg et de la Bavière, au nord du Danube, Paris 1824.
 - ⁴ SCHÜBLER: Beobachtungen über die Basaltformation in der Gebirgskette der Schwäbischen Alp. Württ. Jahrbücher vaterl. Geschichte etc, Jahrgang 1824. – Ders.: Der Karpfenbühl bei Dettingen unter Urach, ein Basalttuffelsen von magnetischer Polarität. Württ. Jahrbücher v. Memminger, Stuttgart und Tübingen 1824.
 - ⁵ SCHÜBLER: Basalte und Trappuffe der Alb. N. Jahrb. Mineralogie etc., Bd. 1, 1830.
 - ⁶ C. DEFFNER: Begleitworte geognostische Spezialkarte von Württemberg, Atlasblatt Kirchheim/Teck. Stuttgart 1873. – Ders.: Die Granite in den vulkanischen Tuffen der Schwäbischen Alb. Jh. Ver. vaterl. Naturkde Württ., Bd. 29, Stuttgart 1873.
 - ⁷ W. BRANCO: Schwabens 125 Vulkanembryonen und deren tuffgefüllte Ausbruchsröhren; das größte Maargebiet der Erde. Jh. Ver. vaterl. Naturkde Württ., Bd. 50 und 51, Stuttgart 1894 und 1895.
 - ⁸ H. REICH: Stratigraphische und tektonische Studien im Uracher Vulkangebiet. Freiburg i. Br. 1915.
 - ⁹ R. WAGER: Über die mehrmalige Förderung von Tuffen in den Vulkanen der mittleren schwäbischen Alb. Jh. Ver. vaterl. Naturkde Württ., Bd. 90, Stuttgart 1934.
 - ¹⁰ H. CLOOS: Bau und Tätigkeit von Tuffschloten; Untersuchungen am Schwäbischen Vulkan. Geol. Rundschau, Bd. 31, Stuttgart 1941.
 - ¹¹ G. WAGNER: Vom Schwäbischen Vulkan. Jh. Ver. vaterl. Naturkde Württ., Bd. 111, Stuttgart 1956.
 - ¹² H. ILLIES: Die Entstehungsgeschichte eines Maar's in Südchile (Ein aktuo-geologischer Beitrag zum Problem des Maar-Vulkanismus). Geol. Rundschau, Bd. 48, Stuttgart 1959.
 - ¹³ G. KEPNER: Erdmagnetische Untersuchungen an Gasvulkanen der Schwäbischen Alb. Arb. Geol.-Pal. Inst. TH Stuttgart. N. F., Heft 25, Stuttgart 1959.
 - ¹⁴ E. WEPFER: Ergebnisse der neuen geologischen Aufnahme in der Kirchheimer Alb. Jh. Ver. vaterl. Naturkde Württ., Bd. 85, Stuttgart 1929.
- Über die Untersuchungen des Autors am Schwäbischen Vulkan informieren insbesondere folgende Arbeiten: Erdmagnetische Untersuchungen im Kirchheim-Uracher Vulkangebiet. Jb. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F., Bd. 38, Stuttgart 1956. – Erdmagnetische Messungen am Schwäbischen Vulkan. Aus der Heimat, Bd. 68, Öhringen 1960 (gemeinsam mit W. Hiller). – Magnetische Untersuchungen im Gebiet des Schwäbischen Vulkans. Geol. Rundschau, Bd. 58, Stuttgart 1969. – Die Ergebnisse der magnetischen Bearbeitung des Schwäbischen Vulkans. Jb. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F., Bd. 51, Stuttgart 1969. – Regionalmagnetische Vermessung Mittelwürttembergs. Geol. Jb., Bd. 88, Hannover 1970.

Buchbesprechungen

Atem des Neckars

OTTO ROMBACH: Atem des Neckars. Heimatliches Reisebuch. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 160 Seiten (in Großformat) mit 47 ganzseitigen, zum Teil farbigen Abbildungen. Ln. DM 38,-.

Was ROMBACH auf seinen Reisen entdeckt und über seine Erlebnisse und Funde spannend berichtet, vermag immer den Leser zu fesseln. Solche Spannung entwächst dem Beobachten, Aufdecken und Durchschauen auch der vielfältigen Beziehungen zwischen den «Landschaften, Menschen und Städten» am Neckar. Schon auf zahlreichen Reisen hat ROMBACH sich in jener Kunst des Schauens und Beschreibens geübt, die das Augenfällige wie den Reiz des kaum Beachteten gleich einprägsam erschließt. Was solche Blicksicherheit auf Fahrten durchs Elsaß, quer durch Frankreich und Italien an Eindrücken aufgenommen und in einem Ganzen von Zeitbewegungen oder Zeitstimmungen festgehalten hat, das geht als Welterfahrung auch in das Bild dieser Landschaft ein – wobei es für ROMBACH «geradezu wie eine innere Nötigung war, nun endlich in der eigenen Heimat ein Versäumnis einzuholen».

Doch sind es nicht diese Momente allein, die in seinem Reisebuch das Geschaute tiefer verstehen und ausdeuten lassen. Zwar erzählt und kommentiert ROMBACH immer von der Sache her, wobei er sich auf ein reiches, in langen Jahren gesammeltes Wissen stützen kann. Aber darüber hinaus ist es seine humane und ästhetische Sympathie mit den von ihm besuchten Ländern und Menschen, die ihn befähigt, zu einem geistigen Mittler zu werden zwischen der traditionsreichen Welt des weiten Abendlandes und den Spuren seiner Kultur und Geschichte im umgrenzten Kreis des heimatlichen Lebensraums. So werden «Zusammenhänge sichtbar, als weite sich plötzlich der Blick durch die Zeiten und über Länder hinweg».

Vor diesem weltoffenen Blick bekundet sich der schwäbische Wandertrieb, der dieses Buch beschwingt, als ein seit Urzeiten eingeborener Drang in jede Ferne und Fremde hinaus, wie erst draußen die ebenso bedrückende heimwehkranken Liebe zum angestammten Lebensgrunde nicht mehr zur Ruhe kommen will. Jede Zeit ist reich an Zeugnissen solchen Aufbruchs und der Wiedereinkehr, an Beispielen jenes befruchtenden Gebens und Empfangens, das draußen, in der Freiheit des Denkens und Sprechens mit dem anderen, erst die Quellen der eigenen inneren Kraft entdecken läßt.

Die Erinnerungsfülle des Vergangenen und das Wirkliche des Gegenwärtigen begegnen sich so auf vielen Wegen unter dem weiten Horizont, der sich über diesen Wanderungen öffnet. Für den Menschen des schwäbischen Landes bis hin zu dessen fränkischem und alemannischem Rand hat ja das alles gleich unmittelbar

teil an der vielschichtigen Wahrheit des Lebens. Wenn wir also «die früheren Bilder unter den heutigen durchscheinen sehen», so verdecken sie diesem nach allen Seiten offenen Blick nicht «die härteren und wenig lyrischen Konturen der Entwicklung». Über das Tatfeld einer langen Geschichte weht darum auch hier der frische Luftzug einer neuen Zeit. Er ist im Atem des Neckars sogar recht kräftig zu vernehmen.

Vom Hohenstaufen und seiner Umgebung, dieser schicksalsträchtigen Landschaft mit allen Zeichen kühn entschlossener Zuwendung zur Welt, führt die Reise in die Landesmitte, führt über Stuttgart und Ludwigsburg neckarabwärts nach Heilbronn und Wimpfen. Ein kundiger Blick weiß hier viel zu berichten von fürstlichen Residenzen und den mit ihnen verbundenen Zeugnissen adeligen und bürgerlichen Prunkierens. Aber jener Blick ist ebenso vertraut mit den Stätten industrieller Arbeit und deren Leistung im Zeitalter der Technik unter der nüchternen Forderung des Tages.

Im belebenden Wechsel von Schilderung, Gespräch, Anekdote und Porträt begegnet sich Historie und Gegenwart auch auf Fahrt und Rast in Hohenlohe oder im Schwäbischen Wald, im Stromberg oder im Zabergäu bis an den Schwarzwald hin. Das nuancenreiche Bild erhält seine Farben und Stimmungstöne bald vom Wein und vom Ackerbau eines «ewigen Bauernlandes», bald vom nachschimmernden Glanz alter Stadtherrlichkeit. Solche Neigung zur Idylle verdeckt jedoch nicht die Spuren langer Fehden und Kämpfe, sie tilgt nicht die Erinnerung an die Schrecken des letzten Krieges und das Inferno seiner Bombennächte.

In locker gereihten Bildausschnitten fügt sich dem Neckar- und Donaulauf das Oberland an. Über die Alb führt der Weg nach Biberach und Schussenried und hinüber ins Hegau zum Hohentwiel. Auch hier wird das Ungewöhnliche nicht nur als Augenlust an einer Landschaft oder ihren Bauten genossen. Ein die ganze Breite des Lebens umfassender Spiegel offenbart vielmehr die spielfrohe Phantasie eines geistreich fröhlichen Menschenschlages, der hinter der Narrenmaske sich bis in das Alter hinein die Züge einer heiteren und zuversichtlichen Jugendlichkeit bewahrt.

Mit nie gestillter Liebe und Neugier haben Dichter zu allen Zeiten das Land von der Donau bis zum Bodensee und rings an den Ufern des Neckars durchwandert und das Bild der erwanderten Heimat in ihrem Werk bewahrt. OTTO ROMBACH gesellt sich ihnen zu mit diesem Panorama seines Stammeslandes, das hier in ganz persönlichen Begegnungen und Erlebnissen noch etwas von der weltweiten Bewegung, den notvoll oder beglückend erfahrenen Übergängen des Alten zum Neuen bewußt macht.

Emil Wezel

Stuttgart und Arnulf Klett

25 Jahre Oberbürgermeister. Festschrift für Dr. ARNULF KLETT. Herausgegeben von KURT LEIPNER. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1971. 179 Seiten, 55 Bildtafeln, Ganzleinen DM 18,-. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart. Sonderband 3.)

Im vorliegenden Band werden im bunten Gemisch von Bild und Wort Stationen des Wirkens von Dr. KLETT und damit des Wiederaufbaus Stuttgarts ebenso wie der Repräsentation festgehalten und Impressionen von dem verflossenen Vierteljahrhundert vermittelt, wobei manches Streiflicht auf die persönlichen Züge des Jubilars fällt. HERMANN G. HAUFLER weiß als Weggenosse dazu informativ wie aufgelockert zu berichten. Hier wie in den anschließend gedruckten Ansprachen und Tischreden, die zu den Feiern des 20jährigen und des 25jährigen Amtsjubiläums gehalten wurden, tauchen neben Hinweisen auf Erfolge der letzten Jahre immer wieder Erinnerungen an die Anfänge, den Tiefpunkt der Zerstörung und der Niederlage auf, die im krassen Gegensatz zu dem gewohnten Bild unserer Tage standen. Der Leser und Betrachter des Bandes erhält damit einen Eindruck davon vermittelt, wie inzwischen Großes gewagt und Großartiges geleistet worden ist. Es geht dabei nicht nur, wenn auch vornehmlich, um Stuttgart, sondern auch um das Wirken im Land, in Wirtschaftsfunktionen und kommunalen Verbänden. Engagement und Erfolg werden zu Recht gewürdigt, eine chronikalische Übersicht von KURT LEIPNER über wichtige Daten zwischen 1945 und 1970 gibt eine nützliche Gedächtnisstütze.

Es ist gut, wenn in einer schnellebigen Zeit die Nöte und Leistungen der Vergangenheit dokumentarisch und beschreibend festgehalten werden. Durch den Anlaß gerechtfertigt ist hier die Persönlichkeit des Oberbürgermeisters in den Vordergrund gerückt worden. Wenigstens gelegentlich finden sich Hinweise auf diejenigen, die geholfen haben, die Not zu überwinden und die Gegenwart zu gestalten. Die in der als Anhang beigegebenen Liste der Bürgermeister und Referenten der Stadt Stuttgart 1946–1970 aufgeführten Persönlichkeiten gehören dazu, aber auch alle, die bei rationierter Verpflegung Trümmer beseitigten, in Fabriken und Büros die Behelfsmäßigkeit überwandten oder die lehrend und lernend neue Wege bereiten halfen.

Die verdiente Würdigung der außergewöhnlichen Leistung von Oberbürgermeister Dr. KLETT wird durch eine solche Sicht der zurückliegenden Epoche seit 1945 nicht gemindert. Sie wäre es auch nicht geworden, wenn man bei der Auswahl der Bilder mehr auf ihren dokumentarischen Wert für das Gesicht der Stadt geachtet hätte. Die Einweihungsfeierlichkeiten für Brücken, Schulen oder für Verwaltungsgebäude markieren wichtige Stationen im Wirken des Oberbürgermeisters. Ein Bild von dem jeweiligen Bauwerk hätte dies vielleicht besser veranschaulicht als die wiedergegebenen Personenaufnahmen. Aber auch in der jetzigen Gestalt bleibt das Buch ein beeindruckendes Werk zur Geschichte unserer Zeit.

Gregor Richter

Saline Wilhelmshall bei Rottweil

GÜNTER SCHULZ: Die Saline Wilhelmshall bei Rottweil 1824–1969. Rottweil 1970. 181 Seiten Text mit Tabellen und Karten, 24 Seiten Abbildungen. (Band 1 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Rottweil.)

Salz – seit Jahrtausenden Träger wichtiger Symbolgehalte, helfend und zerstörerisch, aber unentbehrlich in Küche und Haus seit eh und je; aus dem Meer oder aus der Erde kommend, aber seine Herstellung und Gewinnung ist viel weniger bekannt, als die von Brot, Öl und Wein, die mit ihm oft zusammen genannt werden.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts mußte Württemberg noch Salz einführen, konnte sich dann aber durch Funde am unteren Neckar und seit 1824 auch am oberen Neckar von der Einfuhr unabhängig machen, ja sogar noch Salz in erheblicher Menge ausführen. Daß trotzdem wichtige Erzeugungsstätten in unserem Land nach jahrzehntelanger erfolgreicher Tätigkeit geschlossen und vollkommen aufgegeben werden mußten, liegt im Zug der technischen Umgestaltungen und Fortschritte, welche auf immer wirtschaftlichere Ausnützung der menschlichen und maschinellen Arbeitskräfte bedacht sein müssen.

So wurde erst in den letzten Jahren die Saline Wilhelmshall bei Rottweil-Rottenmünster stillgelegt, während die – ebenfalls im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts von den gleichen Ingenieuren unter der gleichen württembergischen Regierung errichteten – Saline Wilhelmshall bei Schwenningen sogar nur bis 1865 in Betrieb war. Um mehr als *ein Jahrhundert* hat also die Rottweiler Saline ihre Schwenninger Namensschwester überlebt, obwohl die allgemeinen Voraussetzungen zunächst sehr gleichartig erschienen. Der geistige Schöpfer beider Salinen war im Auftrag König FRIEDRICH I. der in seinem Fach genial zu nennende F. A. von ALBERTI, welcher der Rottweiler Saline bis 1853 als Bergrat vorstand.

Es ist hochehrfrohlich, daß über die letzte württembergische Saline am oberen Neckar nun noch vor dem Abbruch der Gebäude und bevor die Feuer unter den letzten Siedepfannen ausgingen, eine Dokumentation bearbeitet werden konnte, welche die ganze Geschichte dieser staatlichen Monopolanlage mit vielen Einzelheiten umfassend darstellt. Der Bearbeiter, der zuletzt als Regierungsdirektor am geologischen Landesamt in Freiburg/Br. tätig war, Dr.-Ing. GÜNTER SCHULZ, hat 1967 der Stadt Schwenningen eine ähnliche, aber weniger ausführliche, Darstellung der damals schon seit 100 Jahren stillgelegten Saline geschenkt. Er mußte dort sogar auf Bilder und Pläne von Rottweil zurückgreifen. Die Rottweiler Salinengeschichte gibt mit Karten, geologischen Profilen und Tabellen ein besonders anschauliches Bild dieses «Ältesten Rottweiler Industriebetriebes», der das wirtschaftliche Leben der früheren Reichsstadt im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark beeinflusst hat. Unter den Bildern, die über die zum Teil recht primitive technische Einrichtung berichten, sind besonders eindrucksvoll das Luftbild der noch intakten Gesamtanlage vom März 1967 und die Abbruchbilder von 1970 mit dem Einreißen der Gebäude und Schornsteine.

Neben tabellarischen Angaben über Produktionsumfang und Absatz im In- und Ausland – vor allem nach der Schweiz – finden sich Kostenaufstellungen und Mengenangaben, welche den Wirtschaftsgeschichtler interessieren; Auszüge aus den Personalverhältnissen bis zu Differenzen mit der Oberbehörde und Strafen für Verfehlungen geben Einblicke in die wechselhafte Geschichte eines staatlichen Betriebes, der sich allmählich auch im Lohn- und Freizeitwesen auf die Forderungen der Zeit umstellen mußte, während er in sozialer Hinsicht eher der allgemeinen Entwicklung beispielhaft voranging. Dabei fehlt es natürlich nicht an menschlichen Zügen aller Art, wenn der Verfasser sich auch nur auf ganz wenige Auszüge zu solchen Themen beschränkt hat.

Für Rottweil und seine Umgebung, wo noch viele Menschen wohnen, die bis zuletzt mit der Saline verbunden waren, ist die Arbeit von GÜNTER SCHULZ von bleibendem Wert. Man hätte wohl keinen geeigneteren Fachmann dafür finden können, der mit gründlicher Kenntnis und ausdauerndem Studium der Quellen einen so vielseitigen Einblick in die technisch-sachlichen und persönlich-rechtlichen Verhältnisse dieses einzigartigen Betriebes geben konnte. Den Mitgliedern des «Schwäbischen Heimatbundes», welche die Jahresversammlung am 21./22. Juni 1969 in Rottweil mitgemacht haben, dürfte der Vortrag von Herrn Dr. SCHULZ über die Salinen am oberen Neckar noch in bester Erinnerung sein. Damals wurde der Wunsch nach einer ausführlichen Dokumentation ausgesprochen, der durch die vorliegende Veröffentlichung in erfreulicher Weise erfüllt worden ist.

Walter Kittel

Selbstbildnis und Spiegelbild des Volkes

Landschaft, Geschichte und bürgerliches Leben einer Stadt in Oberschwaben und einer Stadt am Albrand bilden den Hintergrund zweier schmaler Erzählbände. In der «Geschichte einer Kindheit vor dem Ersten Weltkrieg» schildert MARIA MÜLLER-GÖGLER die einprägsam erfahrenen Erlebnisse der eigenen Wachstums- und Reifejahre unter dem Titel «*Bevor die Stürme kamen*» (Gerhard-Hess-Verlag, Ulm; 142 Seiten, Ln. DM 7,80). Die späte Wiederbegegnung mit dem kleinen Mädchen, «dessen Augen dieselben Häuser, dieselben Gärten, dieselben Bäume aufnahmen, die meine jetzt noch aufnehmen», läßt die Erzählerin das Glück des Zurückkehrens in die wohlthuend anheimelnde Welt der Geburtsstadt Leutkirch um so mehr auskosten, als sie diese Gassen, diese Straßen «ein Leben lang nicht mehr aufgesucht hatte».

Freilich zeichnet sich in der Bewegung der Dinge und Menschen auch die Zeit ab. Darum ist das Wiedereinleben in das Vertraute nicht nur von der alles erklärenden Poesie des einst mit zwei Schwestern geteilten Kinderparadieses erfüllt. Vielmehr weist bereits der Titel auch auf den Abstand hin, den die eigenen kritischen Erfahrungen vieler Jahre und die folgenschweren Wandlungen einer krisenhaften Zeit zu dem Gegenstand der Erinnerung geschaffen haben. Die subjektive

Nahsicht dieser Art von Selbstbiographie bleibt infolgedessen nicht ohne distanzierende Objektivität gegenüber dem Vergangenen: «Die Geschichte einer Kindheit ist immer die Geschichte einer Epoche und die Geschichte einer Gesellschaft, und die Geschichte einer Kindheit vor dem Ersten Weltkrieg ist eine Geschichte der Ahnungslosigkeit.»

Aus dieser sich selbst genügsamen, kleinen Welt privater Häuslichkeit, die sich vor den Warnzeichen der Zeit in die Illusion einer von nichts zu störenden gesellschaftlichen Ordnung und Sittenanschauung, eines von nichts bedrohten Friedens flüchtet, heben die einzelnen Erzählthemen ein jeweils besonderes Erlebnis heraus. Da ist der frühe Tod der Mutter. Er läßt nicht nur den Vater den Verlust der Sicherungen erfahren, die ihm Familie und Haus bedeutet haben. Auch die Tochter, die das Rätsel dieses Geschickes noch kaum zu begreifen vermag, wird wehrlos dem Ungeborgenen ausgesetzt, vor dem jedoch ihre noch kindhaft schlummernden Tiefenkräfte zu sich selbst erwachen.

Trotzdem ist es erst ein späteres Erlebnis, welches über die Bedrückungen von innen und außen hinweghebt und das geistige Erbe der Mutter, ihre überdurchschnittliche Musikalität, ihre für eine kleine Beamtenfrau ungewöhnliche Ehrfurcht vor künstlerischen Leistungen, ihren Reichtum an Phantasie zu befruchtender Wirkung bringt: die Begegnung mit dem Onkel, dem Münsterorganisten in Weingarten. Er erweckt die Gefühlsleidenschaft und Empfindsamkeit der Zwölfjährigen zu den ersten Versuchen eigenen Schaffens, zu den ersten Gedichten.

Nicht weniger aber hat daran teil ein überwachtes Ohr, das allezeit, unter der Obhut der Schulschwestern wie später im Internat eines privaten Lehrerinnenseminars, auf die Wahrheit hinter den Worten lauscht. Ebenso bestimmend, selbst im Umgang mit der zweiten Mutter stets gegenwärtig, ist ein sehr sensitives Gewissen, das, weil der Reiz des Verbotenen immer wieder stärker ist als der Wille zum Gehorsam, sich in Angst und Schuldgefühl verstrickt. Das alles schlägt sich gleichfalls in nie vergessenen Erlebnissen nieder.

Als der Weltkrieg ausbricht, ist die Kindheit vorüber. Erlebnisse und Erfahrungen haben sich zu einer eigenständigen Lebensanschauung verdichtet. Die hellen und dunklen Tönungen einer ersten, zart aufkeimenden Jugendliebe und ihres Verlustes beschließen diesen Band und die in ihm wechsellvoll gereihten Bilder einer inneren Entwicklung und Reifung. Jedes Bild umschreibt dabei gleichsam einen seelischen Raum, der durchwandert werden mußte. Solche Ruhe in der Bewegung, solche Beständigkeit im Wechsel ist ein Stilgesetz im Schaffen der Erzählerin und Lyrikerin über alle Jahre hin geblieben.

In das leichtere Gewand der launig plaudernden Phantasie und Erinnerung kleidet FRANZ GEORG BRUSTGI das Heimatlich-Geschichtliche. Er, der Sammler schwäbischer Sagen und Schwänke, läßt auch die Originale seiner Heimatgemeinde Eningen nicht der Vergessenheit anheimfallen, sondern sichert ihnen einen Platz

unter der kleinen Schar der «Unsterblichen» des Schwabenlandes in den Schnurren «*Das vergnügliche Erdenleben des Franz Napoleon und seiner heiteren Zeitgenossen*» (Verlag Karl Knödler, Reutlingen; 160 Seiten, Plastik DM 6,80).

Gerade die Schnurre erweist sich – nebst der Anekdote – als geeignete Erzählform für die geistreiche Spielfreiheit solchen Fabulierens, für die Possen und Eulenspiegeleien, die Närrisheiten und kleinen Bosheiten all der losen Brüder, denen hier die Harmlosen, Leichtgläubigen und Dummen auf den Leim gehen oder denen die anderen mit einem nachsichtigen, gütigen Lächeln begegnen. Solche Kurzform kann denn auch – ebenso wie die beigegebenen Illustrationen HADWIG MÜNZINGERS – mit wenigen Strichen die Spitzbubereien und hinter diesen den Witz und Humor der Titelfigur, dieses schlaun Naturburschen festhalten. Als «Geißhirtlesfranz» ist er in Eningen bekannt und berühmt geworden, weil er durch seine Streiche sich für einen ihm zerronnenen Glückstraum schadlos gehalten hat, nämlich dafür, daß er nicht den ihm bei der Geburt zugesprochenen Hof, sondern nur den Namen eines (aus Begeisterung für den Franzosenkaiser einst so getauften) Großbauern erbt.

In manchen dieser scherzhaften Geschichten – so in denen von der Lokalbahn oder vom Evabäbel, dem fröhlichen Musikanten – mag die Trauer um den Verlust der guten alten Zeit nachklingen. In anderen dagegen mag die Befreiung von ihr gemeint sein, selbst wenn das Vergangene in seiner Enge und Strenge noch immer mit Behagen genossen und dabei gezeigt wird, wie tief die Lacher in ihm stecken. Die Freude an solcher Erzählkunst aber ist um so reiner, je voller sie aus dem Schatz eines noch naturhaft unverbrauchten Sprachguts, seiner nichts verblühenden Bilder und Redensarten schöpft. Glücklicherweise möchte man deshalb mit GOTTFRIED KELLER sagen, «wer in seinem Lande ein Spiegel seines Volkes sein kann, der nichts widerspiegelt als dies Volk, indessen dieses selbst nur ein kleiner heller Spiegel der weiten lebendigen Welt ist».

Emil Wezel

Hinweise

Der Sülchgau. Jahressgabe des Sülchgauer Altertumsvereins e. V. Rottenburg (Neckar). Der ganzen Reihe 14. Band 1970. 68 Seiten.

Aus dem Inhalt: Aufsätze über die Stiftskirche Ehingen am Neckar (ADALBERT BAUR, EVA BENESCH, DIETER MANZ) – Rottenburg, ein Musterplatz im Türkenkrieg (SIEGFRIED KREZDORN) – Vom Tübinger Gastwirtsgewerbe (REINHOLD RAU) – Das Zinngießerhandwerk in Tübingen (WILHELM SCHNEIDER) – Zur Vertretung der Geschichtswissenschaft an der Univ. Tübingen im beginnenden 18. Jahrhundert (WOLFRAM ANGERBAUER) – Dr. KARL MARCELL HEIGELIN (PAUL GEHRING).

Jahreshefte des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg. Band 12. Mit 50 Abbildungen und 13 Tafeln. Herausgegeben vom Geologischen Landesamt Baden-Württemberg 1970. Im Vertrieb beim Kommissionsverlag Herder KG, Freiburg i. Br. 274 Seiten.

In der Reihe B der «Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg» sind erschienen:

Band 59: WERNER BOLDT: Die württembergischen Volksvereine von 1848 bis 1852.

Band 60: HANS JÄNICHEN: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes. 222 Seiten.

Band 61: HEINZ-GÜNTHER BORCK: Der Schwäbische Reichskreis im Zeitalter der französischen Revolutionskriege (1792–1806). 253 Seiten.

Band 62: GERLINDE RUNGE: Die Volkspartei in Württemberg von 1864 bis 1871. Die Erben der 48er Revolution im Kampf gegen die preußisch-kleindeutsche Lösung der nationalen Frage. 186 Seiten.

Sämtliche Bände: Kohlhammer Verlag Stuttgart.

ERNST GOLL: Heimatbuch der Gemeinde Zell am Neckar. Die Entwicklung unserer Gemeinde vom bäuerlichen Dorf zur Industriegemeinde. Zell a. N.: Gemeindeverwaltung 1970. 162 Seiten.

PAUL SWIRIDOFF: Zwischen Alb und Neckar. Mit einem Essay «Alb» von HAP GRIESHABER. Verlag der Buchhandlung G. Zimmermann, Nürtingen [1970]. 62 Seiten.

Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg. Heft 38: Europäisches Naturschutzjahr 1970. Ludwigsburg 1970. 272 Seiten.

Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen an der Donau. 72. Jahrgang 1970. 176 Seiten.

Aus dem Inhalt: ADAM WALASSER. Ein Dillinger Laientheologe des 16. Jahrhunderts (FRIEDRICH ZOEPFL) – Zur Entstehungsgeschichte von Burg Katzenstein (ANTON MICHAEL SEITZ) – Verwandtschaft, Stammbaum und Wappen der Mystikerin MARGARETA EBNER von Kloster Maria Medingen. Beitrag zur Genealogie des Stadt- und Landadels im nördlichen Oberschwaben (ANTON MICHAEL SEITZ) – ZACHARIAS GEIZKOFLEERS Amtshandlungen als Hofpfalzgraf (HANS-ULRICH FRHR. VON RUEPPRECHT).

FRIEDRICH SPRINGORUM: Mit dem Auto wandern. Allgäu und Bodensee. Zwischen Donau, Lech und Bodensee. München: Süddeutscher Verlag 1970. 250 Seiten.

Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben. Band 39, 1970. Ulm: Stadtarchiv 1970. 271 Seiten und 16 Tafeln.

Aus dem Inhalt: Die oberschwäbischen Reichsstädte im ausgehenden Mittelalter – eine Skizze ihrer Verfassungs-

Sozial- und Wirtschaftsstruktur (PETER EITEL) – Das Spital zum Heiligen Geist in Blaubeuren (OTTO GÜNTHER LONHARD) – KONRAD HUBERT (1507–1577) als Schreiber der von MARTIN BUCER verfaßten Gutachten für die Ulmer Kirchenordnung von 1531 (ERNST WILHELM KOHLS) – Die Gartenanlagen der Grafen von Stadion zu Warthausen im 18. Jahrhundert (WILHELM VON KOENIG-WARTHHAUSEN) – Die Juden in Laupheim (GEORG SCHENK) – Liberaler Gedanke und Französische Revolution im Spiegel der Publizistik der Reichsstadt Ulm (HORST RIEBER) – Die Ulmer Garnison in der Revolution 1918/1919 (MAX ERNST) – Ein Beitrag zum Leben und Wirken des Arztes PETER VON ULM des Jüngeren (GÜNTHER KALLINICH und KARIN FIGALA).

PAUL SWIRIDOFF: Hohenlohe. Text: MAGELLI Prinzessin zu HOHENLOHE. Schwäbisch Hall: Eppinger Verlag 1970. 70 Seiten. (Paul Swiridoff – die neue reihe – Band 3.)

CORNELIUS SOMMER: CHRISTOPH MARTIN WIELAND. Stuttgart: M. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1971. 67 Seiten. (Realienbücher für Germanisten. Abt. D.)

GERHARD LINDAUER: Beiträge zur Erfassung der Verstädterung in ländlichen Räumen. Mit Beispiel aus dem Kochertal. Mit 2 Karten, 5 Abbildungen, 11 Bildern und 36 Tabellen. Stuttgart: Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität Stuttgart 1970. 247 Seiten.

Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für reichsstädtische Geschichtsforschung, Denkmalpflege und bürgerschaftliche Bildung e. V. (ARG). Redaktion: OTTO BORST. Esslingen: Stadtarchiv 1970. 303 Seiten. (Esslinger Studien. Band 16, 1970.)

Aus dem Inhalt: HANSLUDWIG SCHEFFOLD in memoriam – NIKLAUS VON WILE. Zu den Anfängen des Humanismus in Deutschland und in der Schweiz (HEINRICH BUTZ) – Der Reichshofrat und das Verfassungsleben der Reichsstädte zur Zeit JOSEFS II. (JEAN-FRANÇOIS NOEL) – TOBIAS MAYER. Zur Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts (ERIC G. FORBES) – CHRISTIAN FRIEDRICH HOCHSTETTERS botanische Arbeit in Mähren (ANEZKA HRABETOVA-UHROVA) – CHRISTIAN FRIEDRICH HOCHSTETTER und KARL LUDWIG FRHR. VON REICHENBACH. Naturforschung und Industrialisierung im Vormärz (MARIA HABACHER) – Der Botanische Reiseverein Esslingen (KARL BAUR).

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. 118. Band. Der neuen Folge 79. Band. Herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Verlag G. Braun, Karlsruhe 1970. 466 Seiten.

Aus dem Inhalt: Ein päpstliches Patrimonium auf der Baar. Zur Lehnspolitik URBANS II. in Süddeutschland (HELMUT MAURER) – Zur Politik der protestantischen Reichsstände vor der Eröffnung des Augsburger Reichs-

tags von 1530 (KONRAD FUCHS) – Dr. jur. MATTHIAS RAST (RASCH) aus Isny (BEAT RUDOLF JENNY).

URSULA MEREB: Studien zur Besitzgeschichte der Grafen und Herren von Grüningen-Landau von etwa 1250 bis etwa 1500. Tübingen, phil. Dissertation 1970. 108 Seiten.

WOLFGANG BAUMEISTER: Rußland nach dem Wiener Kongreß im Urteil diplomatischer Vertretungen in St. Petersburg 1815–1825. Eine vergleichende Untersuchung unter bes. Berücksichtigung der württembergischen Berichterstattung. Tübingen, phil. Diss. 1970. 190 Seiten.

Hohenstaufen. Veröffentlichungen des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen e. V. Folge 7: ALBERT GAIER: Die Geschichte des adeligen Geschlechts der Herren von BUBENHOFEN mit bes. Berücksichtigung ihrer Herrschaft im Lautertal bei Donzdorf. Göppingen: Geschichts- und Altertumsverein 1970. 134 Seiten.

Reutlinger Geschichtsblätter. Jahrgang 1971. Nr. 9 (Neue Folge). Reutlingen: Stadtarchiv 1971. 222 Seiten.

Aus dem Inhalt: . . . en souvenir de KARL LANGENBACHER (GUSTAV ADOLF RIETH) – Die Reutlinger FRISCHLIN-Chronik (WERNER KRAUSS) – Neue vor- und frühgeschichtliche Funde auf der Achalm (RAINER CANZ) – 1. Vorbericht über die Grabungen auf dem Rappenplatz am Achalmoosthang im Jahre 1970 (ADOLF RIETH).

JÜRGEN RAUSER: Die handgezeichneten Pläne des Freiherrlich v. Stettenschen Archivs (Stettensches Karteninventar) Ende 16. bis Anfang 20. Jahrhundert. Mit 20 einfarbigen Bildbeispielen. Künzelsau: Hohenstettenverlag 1971. (Hohenloher historische Hefte. Nr. 29.)

Württembergisch Franken. Band 55, Neue Folge 45. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württ. Franken. Schwäbisch Hall: Historischer Verein für Württ. Franken 1971. 164 Seiten.

Aus dem Inhalt: Die keltische befestigte Stadt bei Finsterlohr (HARTWIG ZÜRN) – Zur Wortgeographie in Württ. Franken (EBERHARD WAGNER) – Einungen und Reichsstandschaft fränkischer Grafen und Herren 1402 bis 1641 (ANGELA KULENKAMPPF) – Sühneforderungen an die Aufrührer im Bauernkrieg (KARL SCHUMM) – Der Haller Rat und JOHANNES BRENZ 1522–1530 (GERD WUNDER) – Die evangelische Politik der Reichsstadt Hall vom Augsburger Reichstag 1530 bis zum Eintritt der Stadt in den Schmalkaldischen Bund (KUNO ULSHÖFER) – Die Freundschaft zwischen JOHANNES BRENZ und dem Crailsheimer Pfarrer ADAM WEISS (HANS-JOACHIM KÖNIG) – Die Musikpflege am Hofe der Herren von Limpurg im 17. Jahrhundert (ERNST HÄUSSINGER) – Zur sozialökonomischen Entwicklung des Kochertales zwischen Künzelsau und Sindringen (GERHARD LINDAUER).

Naturschutz. Aufgaben, Möglichkeiten und Grenzen in unserer modernen Gesellschaft. Tagung der Beauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege und der Referen-

ten der Naturschutzbehörden des Landes Baden-Württemberg in Stetten/Filder («Bernhäuser Forst») am 5. und 6. November 1970. Herausgegeben von der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg. Ludwigsburg 1971. 187 Seiten.

IRMA BRANDES: CAROLINE. Das Leben der CAROLINE von SCHELLING. Berlin: Lothar Blanvalet-Verlag 1970. 564 Seiten.

50 Jahre Bietigheimer Tag. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Bietigheim 1971. 27 Seiten.

Waldenser. Geschichte und Gegenwart. Mit Beiträgen von VALDO VINAY, TULLIO VINAY, J. ALBERTO SOGGIO und HANS-JÜRGEN QUEST. Eingeleitet und herausgegeben von WOLFGANG ERK. Frankfurt a. M.: Verlag Otto Lembeck 1971. 262 Seiten.

HARTMUT GAEBELE: Menschliche Skelettfunde der jüngeren Steinzeit und der frühen Bronzezeit aus Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart: Verlag Müller & Gräff 1970. 76 Seiten und 31 Tafeln sowie mehrere Karten. (Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern. Band 8.)

LOUISE KÖML: Die Störleute. Erinnerungen an ober-schwäbische Handwerker, die ihre Tätigkeit auf den Bauernhöfen ausübten. Herausgegeben und zu beziehen über den Landesbauernverband für Württemberg und Hohenzollern, Ravensburg (Gartenstr. 63). 101 Seiten. DM 9.-.

Handwerksbrauch von einst: Handwerker auf Wanderschaft. Die Stör ist heute überlebt, leider, denn damals vor dem 1. Weltkrieg wurde «unter einfachen Verhältnissen um wenig Geld solide Arbeit geleistet». Hier sind Lebensbilder solcher Störleute zusammengestellt, die uns nicht nur Erinnerung wachrufen, sondern auch eine Wirtschaftsform festhalten, die heute bereits Geschichte ist.

ARTHUR WEINMANN: Die Reform der württembergischen Innenpolitik in den Jahren der Reichsgründung 1866 bis 1870. Die Innenpolitik als Instrument der Selbstbehauptung des Landes. Göppingen: Verlag Alfred Kümmerle 1971. 159 Seiten. (Göppinger Akademische Beiträge. Nr. 17.)

Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereines. Neue Folge, Band 52, 1970. Mit 60 Abbildungen im Text und auf 4 Beilagen sowie 7 Tafeln, 5 Tabellen und 1 Bildnis. Stuttgart: Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung 1970. 209 Seiten.

Aus dem Inhalt: Untersuchungen an Excentriques der Söhnstettener Excentriqueshöhle (ULRICH KRAMM und BERND LINDNER) – Die Terebratulidae (Brachiopoda) des tieferen Weißjura der Schwäb. Alb (KLAUS WESTPHAL) – Ein vollständiges Profil des Oberen Muschelkalks und ein neues Mineralwasser bei Ummenhofen, Gem. Untersontheim, Lkr. Schwäb. Alb (ALFRED VOLLRATH) – Nördlinger Ries und Steinheimer Becken als Einschlagkrater eines Kometen (HENNING ILLIES) – Die zentrale Erhebung «Steinhirt-Klosterberg» im Steinheimer Becken (PAUL GROSCHOPF und WINFRIED REIFF).

Schwäbische Weltenbummler (KIECHEL, ULSHEIMER, MAUCH). «Die Reisen des SAMUEL KIECHEL». «Wahrhaftige Beschreibung etlicher Raysen, wie dieselbigen Mr. ANDREAS ULTZEIMER . . . vollbracht hat». «CARL MAUCH: Afrikanisches Tagebuch». Bearbeitet von HARTMUT SELLKE. Heidenheimer Verlagsanstalt 1971. 114 S. (Schwäbische Lebensläufe. Band 9.)

500 Jahre Evangelische Kirche Aidlingen. Festschrift anlässlich der 500-Jahr-Feier der evangelischen Kirche Aidlingen Juni 1971. 55 Seiten.

Sehr interessante Zusammenschau der Aidlinger (Kirchen-)Geschichte u. a. durch die Mitwirkung von Landrat KARL HESS, Prof. Dr. HERMANN TÜCHLE und Dr. ADOLF SCHAHL.

Die Verfasser des Heftes 1971/3

Dr. Peter Breitling, 8000 München 21, Vohburger Straße 17

Otto Herbert Hajek, 7000 Stuttgart 1, Hasenbergsteige 65

Theo Kiefner, 7101 Dürrenzimmern

Walter Kittel, 7000 Stuttgart-Degerloch, Trümmlestraße 14

Dr. Otto Mäußnest, 7000 Stuttgart 75, Tuttlinger Straße 9

Viktor von Oertzen, 7400 Tübingen, Wilhelmstraße 119

Dr. Oswald Rathfelder, 7000 Stuttgart 50, Ebitzweg 53

Dr. Gregor Richter, 7000 Stuttgart-Botnang, Umgelterweg 5

Joachim Veil, 7000 Stuttgart 80, Knappenweg 33

Prof. Dr. Emil Wezel, 7157 Sulzbach/Murr, Backnanger Straße 90

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · 8-16.30 Uhr
Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Girokasse Stuttgart 2 164 308

Außerordentliche Mitgliederversammlung

Die von der Mitgliederversammlung am 19. Juni 1971 in Bad Buchau beschlossene Außerordentliche Mitgliederversammlung (vgl. Besprechung der Jahreshauptversammlung) wird auf

Samstag, 20. November 1971,

in den Roten Saal des Stuttgarter Ratskellers (bewirtschaftet) einberufen. Beginn: 14.00 Uhr.

Tagesordnung

1. Antrag Professor KARL AICHELE, betr. Aussprache über den Beitrag von WILLY LEYGRAF «Heimat heute» in Heft 1971/2 der «Schwäbischen Heimat».
2. Antrag WILLY BAUR, betr. Neufassung der Satzung des Schwäbischer Heimatbund e. V.

Dazu wird hiermit eingeladen. An Aussprache und Abstimmungen können nur Mitglieder teilnehmen (Mitgliedskarte bitte mitbringen).

Schwäbischer Heimatbund e.V. Der Vorsitzende: gez. WILLI BIRN, Regierungspräsident

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1971/72

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Mit Rücksicht auf die Außerordentliche Mitgliederversammlung am 20. November (vgl. besondere Anzeige) wird in Stuttgart in diesem Jahr nur noch ein Vortrag abgehalten (s. u.). Die Stuttgarter Veranstaltungen der Monate Januar bis März werden in Heft 1971/4 ausgeschrieben.

Mittwoch, 10. November 1971, Aula der Staatsbauschule (Kanzleistraße 29), 19.30 Uhr

Vortrag von Dr. WALTER SUPPER

Der oberschwäbische Orgelbauer JOSEPH GABLER

Sein Leben und Werk

(mit Lichtbildern und Klangvorführungen)

Am 8. November 1971 sind es 200 Jahre her, daß JOSEPH GABLER – geboren am 6. Juli 1700 in Ochsenhausen –, der Schöpfer der weltberühmten Ochsenhauser und Weingarter Monumentalorgeln, verstarb. Dr. WALTER SUPPER, Hauptkonservator am Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart und 1. Vorsitzender der Gesellschaft der Orgelfreunde, wird an Hand von Lichtbildern und Klangdokumentationen (Registervorführungen und Literaturbeispielen) Leben und Werk dieses großen Orgelbauers darstellen, der den neuen oberschwäbischen Klangtyp der Barockorgel einleitet.

Pfingsttage 1971 in Ochsenhausen

Dem Bestreben der Pfingsttage in Ochsenhausen, die Kulturlandschaft Oberschwaben in immer neuen Spiegelungen zu zeigen, entsprach die diesjährige Veranstaltung in mehrfacher Weise. Behandelt wurden folgende Themen: die FUGGER in Schwaben und ihre Schlösser, JOSEPH GABLER und seine Orgeln, die Werke von Bildhauer und Maler MAX HELLER von Gutenzell, schließlich das neue Schulzentrum von Ochsenhausen in seiner architektonischen Qualität und städtebaulichen Funktion. «Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen»: der Besuch übertraf jede Erwartung. Dabei zeigte sich, daß Ochsenhausen sein Prädikat «Fremdenverkehrsort» zu Recht besitzt. Bürgermeister HABRIK empfing den Dank des Tagungsleiters Professor Dr. Dr. G. MERKLE für Gastfreundschaft und Mitarbeit und äußerte seinerseits seine Freude über die Treue, die der Heimatbund bei seinen alljährlichen Tagungen Ochsenhausen, in seinem Charakter als alter und neuer Mittel- und Schwerpunkt, halte.

Der Vortrag von Professor Dr. W. ZORN vom Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität München über die FUGGER konnte in Gegenwart des Seniorchefs des Hauses Fugger S. D. Fürst FUGGER VON GLÖTT zu Babenhausen und I. E. der Gräfin von FUGGER-KIRCHBERG stattfinden. Die Ausführungen hätten einen Bei- oder Untertitel etwa folgender Art haben können: Geschichte einer großen Familie in der Gesellschaft ihrer Zeiten. Es gelang dem Vortragenden, dieses Thema aus einer umfassend gesellschaftsgeschichtlichen Schau vom Auftauchen des Barchentwebers HANS FUGGER, der 1367 aus dem Lechfelddorf Graben bei Augsburg in die Reichsstadt zuwanderte, bis zu den heute lebenden Familienangehörigen spannungsvoll zu entwickeln. Am Anfang stand die Charakterisierung von JAKOB FUGGER, wobei auf den Untertitel der Biographie von GÖTZ Freiherrn von PÖLLNITZ Bezug genommen wurde: «Kaiser, Kirche und Kapital in der oberdeutschen Renaissance».

JAKOB FUGGER muß in eigenartiger Weise das alte und das neue Weltbild verbunden haben. Er gehörte der spätmittelalterlichen Welt mit all ihren Bindungen und Verpflichtungen an, zugleich aber war er, auf wirtschaftlichem Gebiet als Geldmann, ein echter *uomo nuovo*, ein Renaissancemensch, der die erste Forderung des Reichstages nach einem Gesetz gegen Monopolmißbrauch heraufbeschwor. Der Neffe ANTON beendete den Monopolstreit siegreich, wobei ihm der Humanist PEUTINGER, Augsburger Stadtsyndikus, mit seiner programmatischen Rechtfertigung frühkapitalistischer Gesinnung in all ihren Auswirkungen zur Seite stand. In diesem Zusammenhang wurde auch auf RICHARD EHRENBERGS wirtschaftshistorisches Werk über das Zeitalter der FUGGER hingewiesen, dessen Finanznot und mangelnde Finanzordnung nur Bankiers vom Format der FUGGER – vergleichbar den Rothschild und Krupp – entgegenzuwirken vermochten. Das 16. Jahrhundert bringt den

Aufstieg der FUGGER, die 1463 von der Weber- in die Kaufleutezunft übergetreten und in die Schicht des Patriziats aufgestiegen waren, in die Feudalgesellschaft ihrer Zeit; der Erwerb von Herrschaften wie Kirchberg und Weißenhorn, Glött, Babenhausen und Kirchheim a. d. Mindel darf nicht nur aus dem Bestreben der Kapitalanlage verstanden werden. Bald beginnt auch – neben dem Geldhandel, Montangeschäft und geringem Überseehandel – das Abfließen des Geldes in nicht mehr investitionsfähige, im Sinne gesellschaftlicher Feudalrepräsentation jedoch notwendige Güter der Kultur, der Kunst. Die FUGGER werden Humanisten, Kunstsammler. Ein Beispiel aus der dritten Generation nach JAKOB: RAYMUNDS hochgebildeter Sohn JOHANN JAKOB wurde gegen seine Neigungen als ANTONS Nachfolger Regierer der Handlung und brachte diese in eine so gefährliche Lage, daß er 1564 von der Familie unter Begleichung seiner Schulden abgesetzt wurde. Seine eigentliche Liebe galt den Wissenschaften und der Kunstförderung. Er brachte eine Bibliothek zusammen, die zum Grundstock der Bayerischen Staatsbibliothek gehört. ANTONS Sohn MARKUS war Pferdeliebhaber und veröffentlichte ein Werk über Pferdezucht. In der vierten Generation erfolgte der Aufstieg in hohe geistliche und weltliche Ämter; OTTHEINRICH FUGGER war im Dreißigjährigen Krieg spanischer Oberst, dann kaiserlicher General.

Schließlich gelang dem Haus Fugger noch der Aufstieg zur Reichsfürstenwürde: «Für Graf ANSELM MARIA zu BABENHAUSEN, Sohn und Gemahl einer Prinzessin von WALDBURG, erhob Kaiser FRANZ II. 1803 die Herrschaft Babenhausen zum kleinen Reichsfürstentum.»

Nach der Mediatisierung waren die Fürsten und Grafen FUGGER bayrische Hof- und Staatswürdenträger. Als durch die gesetzliche Grundlastenablösung von 1848 die Grundherrschaft verschwand, war Graf FUGGER-GLÖTT der einzige süddeutsche Standesherr, der seine Mittel in eigenen Fabrikgründungen, in einer Dillinger Bank und in Industrieaktiengesellschaften im heimischen Raume anlegte. In der Republik blieben die FUGGER Großgrundbesitzer. «Als im Deutschen Reich der Nationalsozialismus zur Macht kam und gerade in Bayern das taktische Bündnis mit dem konservativen Katholizismus suchte, bemühte er sich vor allem um den Fürsten JOSEF ERNST FUGGER-GLÖTT in Kirchheim, der sich aber versagte und schließlich 1944 unter dem Verdacht der Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli eingekerkert und vor den Berliner Volksgerichtshof gestellt wurde.»

In der Bundesrepublik begann ein neuer Abschnitt der FUGGERgeschichte: der eben Genannte zog als CSU-Abgeordneter in den Deutschen Bundestag ein. Der Fürst FUGGER-BABENHAUSEN verband mit Schloßbrauerei und Sägewerk, später Büromöbelfabrik, wieder eine eigene Privatbank. In Augsburg wurde in der Fuggerei die FUGGERSche Stiftungsadministration unter GÖTZ Freiherrn von PÖLLNITZ eingesetzt; das FUGGERISCHE Familien-

und Stiftungsarchiv richtete man in Dillingen in einem neuen Gebäude ein. Weltaufgeschlossen und geschichtsbewußt zugleich steht die Familie FUGGER in der Gesellschaft auch unserer Zeit. Der Vortragende schloß mit den Worten: «Auch die Landesgeschichte muß gesellschaftliche Strukturen und Persönlichkeiten zusammenschauen und ihre gegenseitigen Bedingtheiten bedenken. Die Setzung und Auswägung der Schwergewichte führt sie, wenn die Tatsachen sorgfältig ermittelt sind, als in Grenzen unbegrenzte Geschichte mitten in die geistigen Grundauseinandersetzungen der Gegenwart hinein, aus der es für keine Wissenschaft mehr Flucht in die Beschaulichkeit gibt.» (Es ist beabsichtigt, den Vortrag zu einem späteren Zeitpunkt in der «Schwäbischen Heimat» zu veröffentlichen.)

Reiches Material zu dem Komplex der dargelegten Beziehungen familien- und kulturgeschichtlicher Art bot am Pfingstmontag das öffentlich zugängliche FUGGER-Museum in Babenhausen. Das Thema der FUGGER in der Feudalgesellschaft des 16. Jahrhunderts wurde an den Baudenkmalen der Schlösser von Oberkirchberg – um 1767 als barockes Residenzschloß von FRANZ ANTON BAGNATO neu gebaut –, von Weißenhorn – hier unter Mitarbeit von H. A. KONRAD –, Babenhausen und Kirchheim a. d. Mindel weiter entwickelt. I. E. die Gräfin von FUGGER-KIRCHBERG begrüßte und führte in Oberkirchberg, S. E. MARKUS Graf FUGGER geleitete die Teilnehmer durch die Repräsentationsräume des Schlosses Babenhausen und die Kirche, S. D. JOSEF ERNST FÜRST FUGGER VON GLÖTT zeigte den Zedernsaal in Schloß Kirchheim, dessen Kassettendecke zu den überragenden Schöpfungen der manieristischen Spätrenaissance (von WENDEL DIETRICH aus München) gehört. In der kath. Pfarrkirche steht wieder das figürliche Grabmal des Erbauers des Schlosses (1578–85), Graf HANS FUGGER, von ALEXANDER COLLIN und HUBERT GERHARD. Im Zedernsaal sprach Professor Dr. Dr. MERKLE die Dankes- und Abschiedsworte, die insofern an die bei der Einführung geäußerten Worte von ANGELIUS SILESIVS: «Mensch, was du liebst, das wirst du werden!» anknüpften, als er die Teilnehmer ermahnte, in vielen geistigen Dimensionen behaust zu sein und so zu einem ganzen Menschentum zu finden. Auf der Heimfahrt wurde noch das Rokoko-Juwel der Theklakirche bei Welden besucht, das JOSEF MARIA Graf FUGGER als Votivgabe für die Heilung von einem in der Nähe auf der Jagd erlittenen Blutsturz 1755 ff. errichten ließ.

Dem Vortrag von Dr. WALTER SUPPER, Hauptkonservator am Staatl. Amt für Denkmalpflege und 1. Vorsitzendem der Gesellschaft der Orgelfreunde (gegründet 1950 in Ochsenhausen im Anschluß an die vom Schwäbischen Heimatbund veranstaltete Oberschwäbische Barock-Orgel- und Musiktagung), über JOSEPH GABLER kam insofern eine besondere Bedeutung zu, als er am Geburtsort GABLERS (6. Juli 1700) im Vorblick auf die 200. Wiederkehr des Todestages (8. November 1771) gehalten wurde. GABLER dürfte seine Kenntnisse über den Orgelbau in Mainz erworben haben, wo er in der Werkstatt des am Hofe des Fürstbischofs LOTHAR FRANZ VON

SCHÖNBORN tätigen Hofschreinermeisters ANTON ZIEGENHORN arbeitete und Verbindung zur benachbarten Orgelbaustätte von JOHANN PETER GEISSEL gewann, über diese vielleicht auch zu den fürstbischöflichen Orgelmachern JOH. WINDHEISER, JOH. ONYMUS und HANS JAK. DAHM. Hier sei anmerkend der Hinweis gestattet, daß zu den Voraussetzungen solcher Einflüsse die Herkunft aus einer Landschaft wie Oberschwaben gehört, die nicht nur der Pflege der Kirchenmusik zugewandt war, sondern auch offenbar im Volk, über eine in Neckarschwaben in diesem Maße nicht vorhandene musikalische Substanz verfügt; um wiederum auf Ochsenhausen zu kommen: wie wären sonst solche echt musikalischen Phänomene denkbar wie die der beiden aus Ochsenhausen stammenden Kirchenmusiker KARL NORBERT SCHMID, Chordirektor und Domorganist in Regensburg – 1971 mit der Päpstlichen Silbermedaille begabt – und ANTON SCHMID, Chordirektor und Münsterorganist in Überlingen?!

Im Jahre seiner Rückkehr nach Ochsenhausen 1729 begann GABLER die Orgel der Abteikirche, die er 1733 vollendete. 1737–50 entstand die Orgel der Abteikirche Weingarten, die, wohl von Österreich beeinflusst, erstmals in dieser Landschaft den frei stehenden Spieltisch mit Blick des Organisten in die liturgisch bestimmte Ostrichtung brachte. Des weiteren wurde gesagt: «Nach Vollendung der großen Weingarterin wollte Ochsenhausen, dessen Orgel noch mit viermanualigem Spielschrank – also mit Westblick zur Orgel hin – gebaut worden war, auch seinen freistehenden Spieltisch haben. Bis 1753 sollen sich die Arbeiten mit der Umstellung auf diesen hingezogen haben; er wurde viermanualig angelegt, dann aber leider auf Dreimanualigkeit reduziert.» Von den GABLER-Arbeiten der Jahre 1751–69 in Memmingen, Ravensburg und Zwiefalten erhielten sich nur die beiden Gehäuse der Zwiefalter Chororgel mit dem Spieltisch. «Dagegen steht noch die GABLERorgel von Maria-Steinbach (1756–59), die eine zweimanualige Köstlichkeit sein könnte, wenn sie – hoffentlich recht bald, ehe zu großer Substanzverlust eintritt – im Sinne des Originals restauriert würde.» GABLERS letzte Orgel, deren Fertigstellung er nicht mehr erlebte, war die Orgel der Bregenzer Stadtkirche, von der sich nur das Gehäuse erhielt.

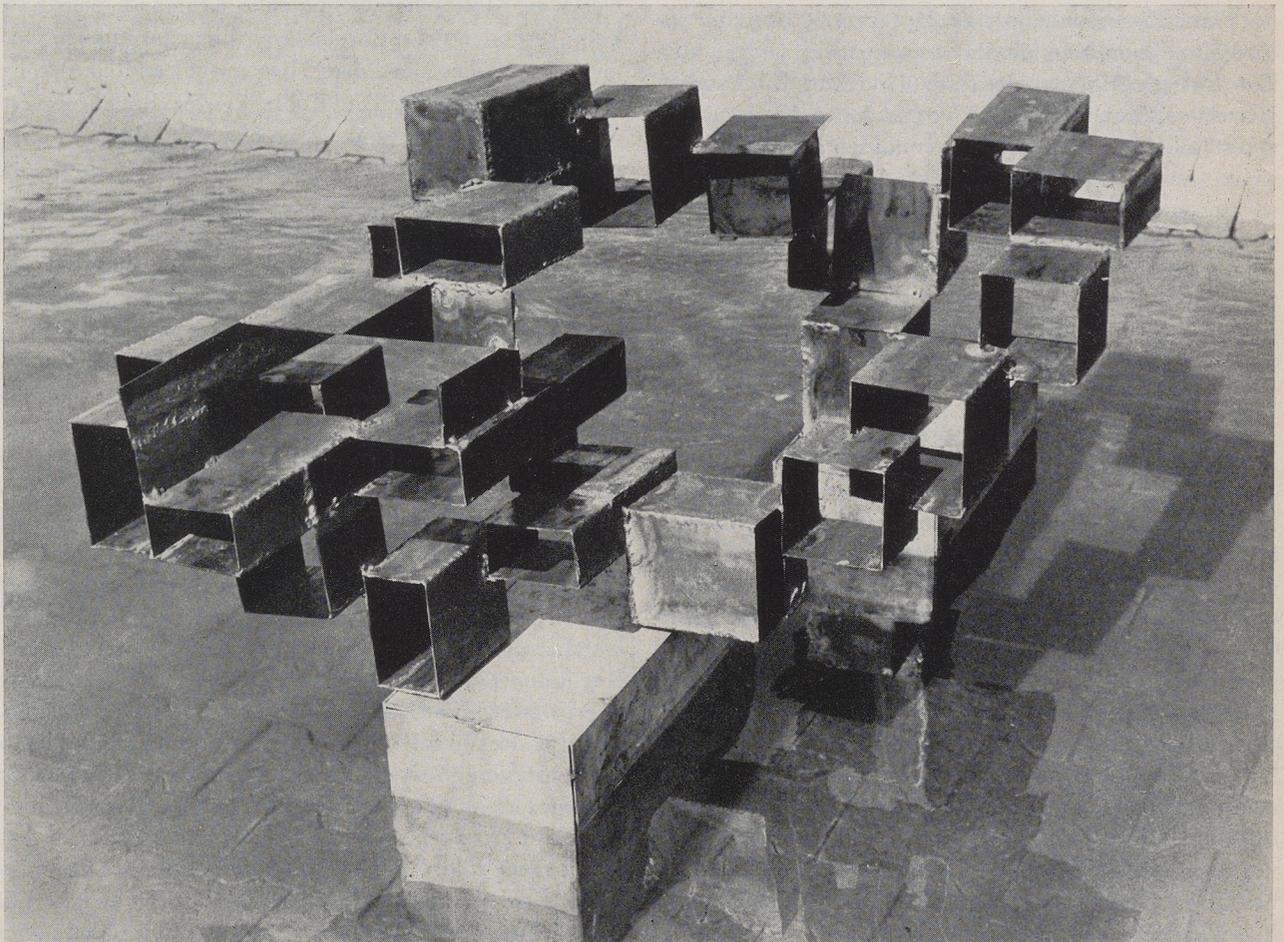
Wichtig war die Charakterisierung der GABLERSchen Klangwelt. Hierzu hörte man: «Der Barock war in seine malerisch-lyrische Phase gekommen. Die außerhalb der Orgel stehende Klanglichkeit war vom Bläser- zum Streicherklang übergewechselt, und all das suchte seinen Niederschlag in der Orgel. Sie sollte neben den Stimmen der Kraft, die man im Orgelbau Prinzipale nennt, auch sanglich-lyrische, sozusagen verschleiert streichende Klangelemente einbeziehen; der Klang der Orgel sollte neben allem Kernhaften, neben diesen Prinzipalen, neben den Trompeten, Posaunen und Schalmeien auch das Mildfärbende bereitstellen können. Solche milden Klangfarben hatte die Orgel vor GABLER in ihren weichen Tönen und Gedackten auch; aber man forderte in der sich anbahnenden «Zeit der Empfindsamkeit» noch mehr an

diesen malerisch-lasierenden Klangelementen. Diese – damals neuen – Klangfarben hat GABLER in besonderer Weise kultiviert.» Der Demonstrierung dieses neuen, farbig-malerischen Klangtyps diente die abschließende Registervorführung der Ochsenhausener Orgel durch Dr. SUPPER. Eine kleine Orgelbildausstellung illustrierte das Gesagte. Der Vortragende schloß, nach einer Würdigung der Weiterentwicklung des GABLERSchen Klangtyps bei RIEPP und HOLZHAY, auch anderer Klangtypen bei ARP SCHNITGER und SILBERMANN, mit einer Mahnung, die er in die treffenden Worte faßte: «Alte Orgeln soll man kapieren, aber nicht kopieren. Lebendig wird die alte Orgel erst dann, wenn ihre damals neuen Bau- und Klangideen derart stark in uns weiterwirken, daß sie uns zu neuem Tun befähigen.»

Den festlichen Abschluß des Pfingstsonntags bildete ein ausgezeichnetes Orgelkonzert von Chordirektor und Organist HEINRICH HAMM, Weingarten, auf der GABLER-Orgel der Weingartener Basilika. Das Programm umfaßte Werke von JOH. SEB. BACH, CARLMANN KOLB, JOH. PACHELBEL, MICHAEL HAYDN und FELIX MENDELSSOHN-BARTHOLDY. Besonders sinnvoll war die Einbeziehung des oberschwäbischen Komponisten CARLMANN KOLB, dessen Präludium in a-Moll, in kompositorischer Hinsicht seiner Zeit vorausweisend, stark fesselte (es war schon 1951 bei der erwähnten Ochsenhausener Tagung zu hören gewesen, entdeckt von dem leider viel zu früh «Raumfigur». Stahlplastik von MAX HELLER, Gutenzell.

verstorbenen WILLY SIEGELE). Die Spielregister – Glockenspiel – erklangen bei HAYDN. Und für BACH hatte HAMM solche Werke ausgewählt, die auch auf der «BACH-scher Musik gegenüber anders strukturierten Weingartener GABLER-Orgel zum Tragen kamen. Ausgesucht gute, wohl abgewogene Registrierungen (etwa bei BACHS «Schmücke Dich, o liebe Seele» mit der sagenumwobenen vox humana) und eine gezügelte, klar strukturierende Temponahme machten den Abend zu einem Erlebnis ungewöhnlicher Art, wobei die Sonate II c-Moll von FELIX MENDELSSOHN-BARTHOLDY in der Verbindung ihrer Melodik mit dem farbigen Kolorit der GABLERSchen Register einen würdigen Abschluß bildete.

Die Ausstellung von Aluminium-, Eisen-, Stahl- und anderen Plastiken von Bildhauer und Maler MAX HELLER im neuen Schulzentrum von Ochsenhausen bezeichnete Dr. SCH AHL in seinen einführenden Worten als ein Experiment, darauf angelegt, Architektur und Plastik unserer Zeit zu konfrontieren. Die Architektur aller Zeiten, auch der unseren, spricht den Menschen als Gesellschaftswesen an; sie ist die Kunst der Gestaltung der menschlichen Lebensräume und schreibt den Menschen, von ihren Formen her, die Gesetze ihres Zusammenlebens vor. Als «gut» kann eine Architektur bezeichnet werden, in der sich, in diesem Sinne, ein vollkommen durchgedachter Zweckgedanke mit einer aus den Gesetzen der Konstruktion und des Werkstoffes



folgerichtig entwickelten Form bündig und schlüssig verbindet. Mit einem Bauwerk können wir uns nur identifizieren, insofern wir als Angehörige der Gesellschaft engagiert sind, der sie dient. Mit einer Plastik kann sich jeder zunächst nur als Individuum identifizieren. Die Figur steht in einem unmittelbaren Bezug zur Persönlichkeit des Menschen. Bringt man einen guten Bau von heute mit einer guten Figur von heute in Verbindung, so zeigt sich eine Diskrepanz zwischen Architektur und Plastik, die im Grunde bis auf das Bauhaus zurückverfolgt werden kann, eine Diskrepanz, die in letzter Konsequenz eine Mißstimmung im Verhältnis des Wir zum Ich bloßlegt. Aufgabe der Architekten auf der einen, der Bildhauer auf der anderen Seite wäre es, von beiden Ufern aus die Brücke zwischen dem Ganzen, das sich in der Architektur darstellt, und dem Einzelnen, das die Figur ist, zu schlagen und zu einer neuen «dekorativen Bauplastik» im Sinne etwa des Barocks zu kommen. Die Schule von Ochsenhausen, welche im angedeuteten Sinne als gute Architektur definiert werden kann, verschließt sich der Plastik; sie funktioniert ohne diese und enthält darin die in allen Funktionsarchitekturen der Gegenwart enthaltene Gefahr der Unpersönlichkeit, die sich bis zum barbarischen Kollektivismus der Formen steigern kann.

In ihrer Rigorosität bleibt es vielen Architekten verborgen, daß ihre Bauten einer zur menschlichen Gestalt und zur Person hin vermittelnden Gestaltung bedürfen. Oder aber es kommt zu «Zutaten», einer Froschkönigin oder einer Sonnenuhr mit Kratzputzverzierung, die im Verhältnis zum Bau absolut unwesentlich und in der Tat lästige Störenfriede sind. Und die Bildhauerei ihrerseits? Am Beispiel der vorhandenen Figuren, die maßstäblich nicht auf die Ochsenhausener Schule abgestimmt waren und insofern als «Ausstellungsobjekte» wirkten, wurde dargetan, welche Möglichkeiten entwickelt werden können oder verkümmern, wobei Gewinner oder Verlierer immer das Individuum in seinem Verhältnis zur Gesellschaft sein wird. HELLERS Figuren sind insofern echt plastisch, als sie den Menschen nach

seiner körperlichen Struktur ansprechen, Achsenbezogenheit haben, Zentrierung aufweisen, eine unio von Formen darstellen. Aber dies ist das andere: diese unio entsteht aus einer Abbindung räumlicher Richtungen. Die HELLERSchen Figuren sind so raumoffen wie Barockplastiken. Sie sind Verdichtungen von raumspiegelnden Flächen, Bündelungen von Raumbeziehungen. Von hier aus wurden Verbindungen zu den Gemälden HELLERS gezogen, die im ehemaligen Bibliothekssaal des Klosters zu sehen waren. Ausgesprochene Bildstrukturen und farbige Organisationen lösen und binden die Erscheinung, lassen das Bild aus einer höheren Ordnung von Formen gesteigerter und sichtbar gemachter Beziehungsfülle hervorgehen. HELLERS Figuren sind im Grunde nichts anderes, dreidimensional allerdings und aus dem Material heraus geschaffen. Hier ist, so wurde gesagt, Fähigkeit und Bereitschaft vorhanden, den Raum vom Menschen her zu organisieren und sich darin mit dem Gemeinwesen Bau zu begegnen. MAX HELLER sind größere bildhauerische Arbeiten zu wünschen, in denen er diese Begegnung praktizieren kann.

Architekt PRINZ, Bürgermeister HABRIK und Stadtbaumeister RUOPP führten anschließend durch das neue Schul-Zentrum, das sich in seiner tiefen Lage im Herrschaftsbrühl an der Rottum gut mit dem darüber hinreichenden Ostbau der Konventsgebäude verbindet, was vor allem für den in niederer Erstreckung aus dem abfallenden Gelände hervortretenden Hauptbau gilt. Der vom Kloster herabkommende Krumbach wurde in Betonkaskaden gefaßt, wobei allerdings das flüssige Element gegenüber der Masse des aufgewandten Betons den kürzeren zieht. Die Kubizität der Baukörper ist wohl proportioniert und differenzierend untergliedert; im Inneren wird durch die Verwendung von Holz, das aus dem Sichtbeton mit seinen Bretterschälungsabdrücken als Positivform hervorzutreten scheint, alles allzu Massive vermieden. Die ganze Baugruppe, die noch um ein weiteres Gebäude wachsen wird, gehört heute schon in guter Weise zur «Heimat Ochsenhausen».

Jahreshauptversammlung 1971 in Bad Buchau

Das Programm der Jahreshauptversammlung 1971 entsprach den Bestrebungen der drei beteiligten Vereinen, des Schwäbischen Heimatbundes, des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine und der Gesellschaft für Naturkunde. Es lag an der Art des Tagungsortes, daß über den verschiedenen Vortrags- und Führungsthemen, die sich hier anboten, das Eigentliche einer Jahreshauptversammlung, die Mitgliederversammlung, zu kurz kam, dies um so mehr, als die für die nachmittäglichen Vorträge des Samstags zur Verfügung stehende Zeit nicht eingehalten werden konnte. Es darf vorweggenommen werden, daß der Vorstand beschloß, hierin Abhilfe zu schaffen und der Mitgliederversammlung die Zeit einzuräumen, die sie beanspruchen darf.

Ihre Besprechung sei im Sinne dieses Beschlusses vorweggenommen. Sie fand am 19. Juni, 17.40–18.45 Uhr im Saal des Ev. Gemeindehauses statt und wurde von rund 120 Mitgliedern besucht. Auf der Tagesordnung stand zunächst der Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden Regierungspräsident W. BIRN. Dieser stellte fest, daß der in § 10 der Satzung geforderten Bekanntgabe in dem für die Veröffentlichungen des Amtsgerichts Stuttgart zuständigen Organ fristgerecht entsprochen wurde, zum Besuch der Gesamtveranstaltung auch durch ausführliche Anzeigen im Vereinsorgan und durch breit gestreute gedruckte Einladungen aufgefordert worden sei. In der Mitgliederbewegung hielten sich annähernd 240 Todesfälle und Austritte sowie 240 Beitritte die

Waage; der Mitgliederstand beträgt rund 7350. In der Totenehrung nahm man Abschied von einer Reihe treuer Mitglieder und zwei näheren Mitarbeitern: Pfarrer RUDOLF SCHLAUCH von Bächlingen, dem großen Freund von Land und Leuten des Frankenlandes, und KARL WEIDLE, den man, so wurde gesagt, «nicht nur als Mann der Planfiguren und städtebaulichen Untersuchungen kennen sollte, sondern auch als Musiker, Zeichner und nicht zuletzt urschwäbischen Sprachschöpfer, um zu wissen, daß mit ihm einer der seltenen, vollen und ganzen Menschen dahinging.» Bei der Nennung hoher Ehrentage wurde Dr. R. HEYDT (85), Dr. MAX HÄUSSLER (80), Ehrenmitglied Dr. MAX GOTTLIEB (75), Dr. O. RÜHLE (70) und Dr. h. c. K. SCHUMM (70), der anlässlich seines Geburtstages von der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen die Würde eines Ehrendoktors verliehen erhielt, hervorgehoben. Professor Dr. Dr. MERKLE, ein immer hilfreicher Mitarbeiter, und WILHELM KUTTER, hochverdienter langjähriger Leiter der Abteilung Landes- und Volkskunde des Südd. Rundfunks, begingen ihren 65. Geburtstag. Auch in der Geschäftsstelle gab es ein Jubiläum: Fräulein MILDENBERGER wurde 60 Jahre alt; ihr wurde für ihre treuen und aufopfernden Dienste herzlich gedankt.

Der Vorstand trat in der Berichtszeit (20. Juni 1970 bis 19. Juni 1971) neunmal zusammen. Ein Beirat bestehend aus einem geladenen Mitarbeiterkreis von Vertrauensmännern, Vorstands- und Ehrenmitgliedern, dazu weiteren mitarbeitenden Mitgliedern trat einmal zusammen. Alle diese Zusammenkünfte galten der Erörterung wichtiger Fragen des Vereinslebens und der Vereinstätigkeit.

Im weiteren wurde gesagt: «Gegenstand der Sorge war in der zweiten Hälfte des Jahres 1970 und in der ersten des Jahres 1971 die Zeitschrift «Schwäbische Heimat», welche die Mitglieder als Vereinsgabe beziehen und die der Verlag W. Kohlhammer außerdem noch einem kleinen Kreis von Abonnenten zustellt. Nachdem Herr Dr. ERNST MÜLLER als Herausgeber zurücktrat – ich habe ihm im Geleitwort von Heft 1971/1 den Dank für seine über zwanzigjährige Mitarbeit ausgesprochen – und Herr Dr. RÜHLE die Schriftleitung mit der Vollendung seines 70. Jahres einem Jüngeren übergeben wollte, wurde vom Vorstand einstimmig beschlossen, Herrn Dr. WOLFGANG IRTENKAUF, Oberbibliotheksrat an der Württ. Landesbibliothek, mit der Leitung der Redaktion zu betrauen und in den Vorstand zu berufen. Herr Dr. IRTENKAUF nahm an und ging bald tatkräftig an die Neugestaltung der Zeitschrift. Wenn gesagt wurde, es sei beschlossen worden, ihn mit der Leitung der Redaktion zu betrauen, so soll damit ausgedrückt werden, daß der Vorstand zugleich für eine Art Gruppenarbeit innerhalb des Redaktionsverbandes war. Diesem Verband – er nennt sich Redaktionsausschuß – gehören außer Dr. IRTENKAUF an Prof. Dr. DÖLKER, Architekt Dipl.-Ing. PETER HAAG, Südwestfunk-Redakteur WILLY LEYGRAF und Hauptkonservator Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER.

Zugleich wurde lebhaft empfunden, daß es nun gelte, eine immerhin 21jährige Zeitschrift in Form und Inhalt

neu einzustellen und ihr dadurch den vollen Gegenwartsbezug zu geben.

Nach der Seite der Form erklärte sich der Vorstand mit einem kräftigeren, auf den Menschen unserer Tage stärker wirkenden Aussehen einverstanden. Auch den größeren Schriftsatz und den anderen Satzspiegel möchte man als Ausdruck eines stärkeren Appells an die Leser und besseren Rapports aufgefaßt wissen. Die Verwendung von durchgehendem mattem Kunstdruckpapier gibt der Redaktion neue, freiere Möglichkeiten in der Anordnung der Beiträge, die sich bei einer getrennten Verwendung von Kunst- und Werkdruckpapier nicht bieten.

Bei allem war sich der Vorstand darüber im klaren, daß wichtiger noch als die Frage der Gestaltung die der geistigen Haltung der Zeitschrift ist. Zwar arbeitet die Redaktion unabhängig vom Vorstand. Da die Redaktionsmitglieder jedoch zugleich Vorstandsmitglieder sind und die Zeitschrift nach ihrem Abnehmerkreis und in ihrer Finanzierung als ein Unternehmen des Schwäbischen Heimatbundes anzusehen ist, muß ihre geistige Haltung in Übereinstimmung mit der Vereinsgesinnung stehen, wobei diese Übereinstimmung durchaus eine fluktuierende Wechselbeziehung beinhalten kann. Wer die Themen der Veranstaltungen der letzten Jahre aufmerksam studiert und deren Besprechungen gelesen hat, wer sich die Tätigkeitsberichte, die bei den Mitgliederversammlungen gegeben wurden, anhörte und sich über sie auch einen Einblick in der Vorstandsarbeit verschaffte, der weiß, daß unsere Arbeit doppelt ausgerichtet ist. Wir wollen Beiträge zu einer universalen Bildung des Menschen auf heimatkundlicher Grundlage geben und wir tun dies in der klaren Erkenntnis, daß der Mensch der Gegenwart in der Gefahr einer Funktionalisierung und Materialisierung steht, die seine personale Existenz gefährdet und ihn als geistiges Wesen in Frage stellt. In diesem Sinne allerdings sind wir ein «Bildungsverein». Wir würden jedoch unsere Aufgabe verfehlen, wenn wir nur dies wären und nicht zugleich und mindestens im selben Maße eine Gemeinschaft von Menschen, welcher der Begriff Heimat voll umweltbezogener Aktualität ist und alle Fragen gegenwärtiger und künftiger Umweltgestaltung einschließt.» Hier wurde auf das Geleitwort in Heft 1971/1 verwiesen.

In diesem Zusammenhang wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der Vorstand am 13. Januar 1971 eine aus den Herren P. HAAG, Dr. RATHFELDER und Dr. SCHAHL bestehende Kommission zum Zwecke des Entwurfs einer neuen Satzung einsetzte, die dem Vorstand, dann dem Beirat und schließlich der Mitgliederversammlung vorgelegt werden soll.

Die Veranstaltungen, so hörte man, erfreuen sich weiterhin lebhafter Nachfrage und erweisen sich als ein gutes Mittel, auch dem Verein fernerstehende Kreise mit dessen Arbeit bekannt zu machen. Das gilt beispielsweise für die Ferienwoche 1970 in der Akademie Calw, deren Teilnehmer sich zu zwei Dritteln aus Lehrern zusammensetzten. Den Eröffnungsvortrag hielt der Leiter der Akademie Dr. BRAN über das Thema «Europäische

Zusammenhänge und Begegnungen im Schwarzwald»; damit verband sich in sinnvoller Weise ein Besuch des Internationalen Jugendforums Liebenzell. Der hochaktuelle, mit einer Ausstellung verbundene Vortrag von Dr. NÄHRlich «Der nördliche Schwarzwald in der Raumordnung der Gegenwart» wurde durch ein Korreferat von Landrat PFEIFFER beziehungsreich ergänzt. Aber auch der Vortrag von Hauptkonservator Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER «Der nördliche Schwarzwald als Naturraum und Erholungsgebiet», ferner der von Univ.-Professor Dr. LEHMANN aus Kiel über «Das Verhältnis von Pietismus und Wirtschaft in Calw am Anfang des 19. Jahrhunderts», nicht zu vergessen die volkswissenschaftliche und siedlungsgeschichtliche Studienfahrt von Professor Dr. DÖLKER waren voll spannender Gegenwartsbezüge.

Herzlicher Dank wurde allen Vertrauensmännern gesagt, welche die Mitglieder in Studienfahrten, Führungen und Vorträgen zusammenschließen. In Ravensburg konnte unter Leitung von Dr. WELLER eine neue Ortsgruppe gegründet werden, und die Gründung der Ortsgruppe Tuttlingen unter Kreisarchivrat Dr. SEIFFER steht bevor.

Die Verbindung mit anderen Vereinigungen wurde gepflegt, an erster Stelle mit dem Dachverband des Deutschen Heimatbundes, dem Dr. RATHFELDER als Vorstandsmitglied angehört und in dessen Fachgruppen auch Mitglieder des Vorstandes vertreten sind. Der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz trat der Heimatbund, vertreten durch Dr. RATHFELDER, am 30. März als Gründungsmitglied bei. Hingegen hat der Vorstand an dem am 9. Februar 1970 vollzogenen Austritt des Vereins aus der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege in Baden-Württemberg festgehalten, weil ihn andere Vorstellungen von Heimatpflege leiten.

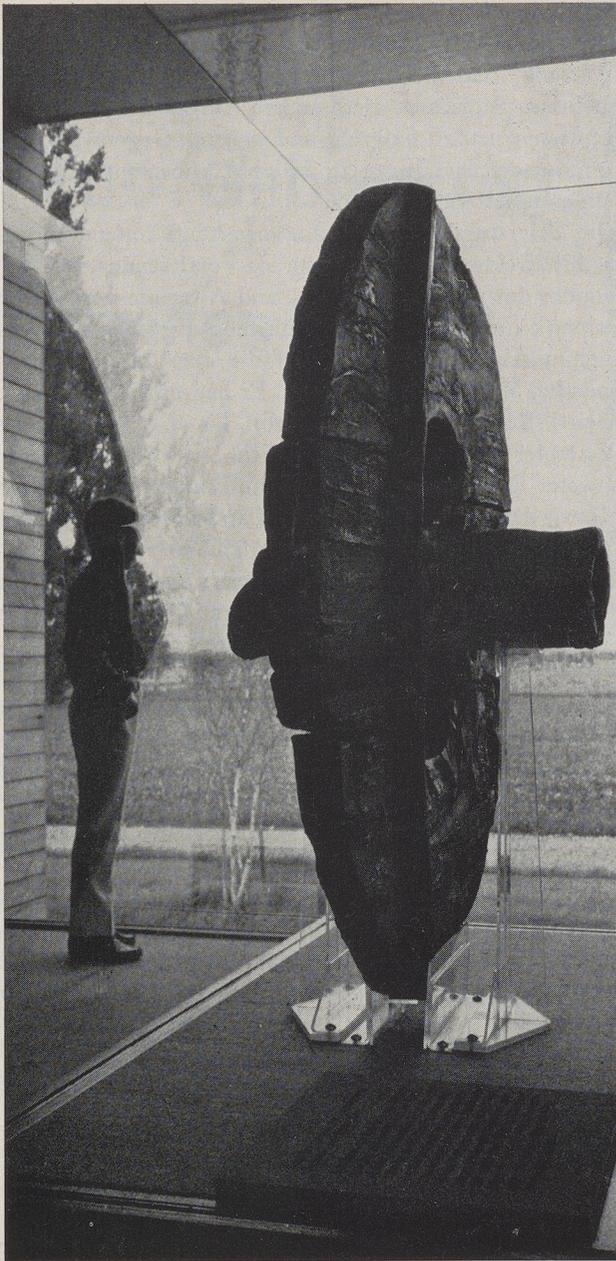
Die Versammlung dankte dem Vorsitzenden für seinen Tätigkeitsbericht mit lebhaftem Beifall. Der Kassenbericht des Schatzmeisters WILLY BAUR ließ erfreulicherweise erkennen, daß das Geschäftsjahr 1970 mit einem kleinen Überschuß abschloß; auch der Überblick der Vermögenslage befriedigte die Anwesenden. Dem Prüfungsbericht von Zollrat i. R. HELMUT RATHGEBER war zu entnehmen, daß sich keine Beanstandungen ergaben; er empfahl der Versammlung die Entlastung des Schatzmeisters, die diese ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung erteilte. Der Vorsitzende dankte Schatzmeister und Kassenprüfer unter dem Beifall der Anwesenden.

Einstimmig ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung wurde sodann der Vorschlag des Vorstandes angenommen, Dr. O. RÜHLE ob der Verdienste, die er sich um den Schwäbischen Heimatbund und seine Sache als Schriftleiter der «Schwäbischen Heimat» in den Jahren 1950–1970 erwarb, zum Ehrenmitglied zu ernennen.

Zur Tagesordnung lagen ferner zwei Anträge vor, der eine von Professor KARL AICHELE, betr. Aussprache über den Aufsatz von WILLY LEYGRAF in Heft 1971/2 der «Schwäbischen Heimat», der andere von Herrn WILLY BAUR, betr. Ausarbeitung einer neuen Satzung. Beide

Anträge waren fristgerecht eingegangen, konnten jedoch wegen äußerster Zeitnot nicht behandelt werden. Die Versammlung erklärte sich einstimmig ohne Gegenstimmen und Stimmenthaltung auf Vorschlag des Vorsitzenden damit einverstanden, für die Behandlung dieser beiden Anträge im Herbst eine Außerordentliche Mitgliederversammlung nach Stuttgart einzuberufen (vgl. Anzeige im vorliegenden Heft).

Das Veranstaltungsprogramm sah insgesamt vier Vorträge vor. Die drei des Samstags leitete Regierungspräsident W. BIRN. Am Nachmittag sprach zunächst Hauptkonservator Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER über die «Federseelandschaft als typisch oberschwäbische Gestaltungsaufgabe». Er leitete seine Ausführungen mit einer Darlegung der Geschichte des Urfedersees ein, einer großen von Norden nach Süden verlaufenden Rinne, die beim Vorstoß des würmeiszeitlichen Rheingletschers schon weithin aufgefüllt war, wobei sich die Entwässerung zu dieser Zeit in Richtung Rißtal vollzog, bis ein Sander neue Abflußmöglichkeiten zur Kanzach und zur Miesach und damit zur Donau wies. Bei der Schilderung der Geschichte des Urfedersees, seiner Fauna und Flora bezog sich der Vortragende auf die Untersuchungen von RÜDIGER GERMAN, PAUL FILZER, KARL HANS GÖTTLICH, ERNST WALL und GERHARD GROMBACH sowie auf das 1961 von WALTER ZIMMERMANN herausgegebene Federseebuch. Nach Aufhören der Schmelzwasserzufuhr begann der bis heute währende Rückgang der Seefläche, wobei sich im Flachmoorbereich der Verlandungszonen seit der jüngeren Steinzeit der Mensch ansiedelte, der erstmals (12 000–8 000) an der Rentierjägerstation bei der Schussenquelle nachzuweisen ist. In neuerer Zeit erfolgten künstliche Einschränkungen der See- und Moorflächen. Kloster Schussenried kultivierte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Steinhauser Ried. Bekannt sind die Seefällungen von 1787 um etwa 85 cm und 1807 um etwa 1,15 m. Seit dieser Zeit verkleinerte sich der See laufend. Die Seefläche betrug 1822 228 ha, 1911 156 ha, 1953 139 ha. Die Verlandungsgeschwindigkeit wurde in neuester Zeit durch die nährstoffreichen Abwasserzuflüsse wesentlich beschleunigt. Der wirtschaftliche Gewinn des Rückgangs ist gering; andererseits ist zu bedenken, daß durch die Absenkung des Wasserspiegels in den anschließenden Riedwiesen und im Verlandungsgürtel der Schilfbestände wahre Paradiese für Pflanzen und Tiere entstanden. Immerhin erhebt sich die Aufgabe, die Verlandung zunächst durch den Bau eines Versuchswehres zu verlangsamen, um die oft katastrophal niedrigen Wasserstände ausgleichen zu können (erinnert wurde daran, daß während des extrem kalten Winters 1962/63 fast alle Fische im See zugrunde gingen, weil der Wasserstand so niedrig war, daß der See bis auf den Grund gefror). Den Befürchtungen der Bauern wegen dadurch hervorgerufener Ertragsminderungen will man durch Ablage von pflanzensoziologischen Dauerquadraten und zwar in verschiedener Höhe der Grundwasserstände entgegenwirken, wozu zu bemerken ist, daß die landwirtschaftlich wertvollen Flächen ohnehin am Rande des Federseegebietes liegen, die so-



Das Federseemoor hat ein ganzes Dorf konserviert. Aus dieser «Wasserburg Buchau» ist ein spätbronzezeitliches Rad im Federseemuseum erhalten. (Aufnahme Kilian.)

genannten Futterwiesen oder Streuwiesen mit Futtergrasanteil. Weitere Aufgaben liegen in der Niederhaltung des in allen Bereichen ehemaliger Streuwiesen der niedermoorähnlichen Bereiche angeflogenen Sekundärwaldes; ihr widmete sich erfolgreich Naturschutzwart MAHR.

Ganz entschieden trat der Vortragende dafür ein, endlich zu verhindern, daß viele Abwässer ungeklärt in den See geleitet werden. RICHARD LOHRMANN wies 1966 nachdrücklich darauf hin, daß in allen Federseegemeinden zwar die Ortskanalisation durchgeführt wurde, aber der Bau von Kläranlagen unterblieb. Wenn der Kreis Saulgau von 1967 an zum Fördergebiet erklärt wurde, so sollte sich dies auch auf den Bau von Kläranlagen er-

strecken. Neueste Analysen haben ergeben, daß typische Algen als Vertreter extremer Faulrichtungen in Massen vorhanden sind.

Als weitere Pflegemaßnahme wurde die Sperrung bestimmter Zonen für Besucher gefordert. Auszunehmen davon sind folgende viel besuchte Bereiche: der Federseesteg mit Plattform, die Seefläche, soweit sie für das Befahren mit Booten zugelassen ist, der Fußweg nach Moosburg und das Oggelshauer Wäldchen. Der Bereich zwischen Oggelshausen, Tiefenbach, Seekirch, Alleshausen ist dagegen noch verhältnismäßig unberührt. Jedenfalls müßte durch eine genaue Untersuchung, etwa in Form eines Landschaftsplanes, festgestellt werden, in welcher Weise der Naturschutz und Erholungsmöglichkeiten in Einklang gebracht werden können. Der versuchte Bau eines zweiten Federseesteges wurde entschieden abgelehnt. Eine weitere künftige Gestaltungsaufgabe wurde in einem sogenannten «künftigen Federsee» erblickt, an dem, bei der vorgesehenen Ausdehnung, sehr vieles an Erholungseinrichtungen untergebracht werden könnte. Damit wäre zugleich eine echte Entlastung für das eigentliche Naturschutzgebiet gewährleistet.

In einem anschließenden Vortrag machte Dr. h. c. GERHARD HAAS mit der Vogelwelt des Federseegebietes bekannt, die er in einer Reihe prächtiger Farbaufnahmen vorführte, von denen jede einzelne persönlich «erjagt» worden war. Dabei wurde ersichtlich, daß der Bestand in neuerer Zeit bedauerliche Minderungen erfuhr: so sind beispielsweise die Rohrdommel, die Wiesenweihe, das Birkhuhn, der Habicht nicht mehr festzustellen (glücklicherweise hatten die Teilnehmer an der vogelkundlichen Führung von Dr. h. c. G. HAAS am anderen Morgen die seltene Gelegenheit, eine Zwergrohrdommel auf wenige Meter Entfernung sichernd auf dem Wege stehen zu sehen). Eindringlich forderte der Vortragende, im Blick auf die Blaualgenzunahme als Verschmutzungsfolge und die dadurch bewirkten Schäden in der See fauna, auch von seiner Seite den Bau von Kläranlagen.

Den Abendvortrag im Saal des Bischof-Sproll-Hauses hielt Architekt Dipl.-Ing. P. HAAG über das Thema «Steinhausen und Neresheim – zwei Beispiele konservierender Denkmalpflege von heute». Die technischen, denkmalpflegerischen und künstlerischen Fragen im einzelnen zu erörtern, die in Steinhausen und Neresheim auftraten, ist hier nicht der Platz; man wünscht sich einen Abdruck der diesbezüglichen Ausführungen in der «Schwäbischen Heimat», wodurch einer amtlichen Dokumentation im eigentlichen Sinne kaum vorgegriffen werden würde. Hingegen darf hier das hervorgehoben werden, was dem Vortrag seine packende öffentliche Wirkung verlieh: die Frage nach der Methode der Behandlung eines jeden «Falles» und die Frage nach der Haltung, aus der heraus jene Behandlung gegenüber der Öffentlichkeit verantwortet werden kann. Die heute praktizierte Systematik bei der Durchführung von Erneuerungsarbeiten an hochqualifizierten Bauwerken wurde nach Art der Medizin in Anamnese, Diagnose und Therapie erblickt, also in einem möglichst gründlichen und umfassenden Studium der Vorgeschichte des

Bauwerkes, in einem untersuchenden Erkennen seiner angeborenen Fehler und seiner in hohem Maße zeitbedingten Krankheiten, schließlich in einem Festlegen des Heilverfahrens und der abschließenden Sanierung. In diesem Sinne wurde in Steinhausen und Neresheim eine Gruppe von Fachleuten der verschiedensten Gebiete zusammengerufen, die in gemeinsamer Beratung, unter Auswertung aller Beobachtungen und mit dem Einsatz des Fachwissens eines jeden in Koordination die Arbeiten am Bau festlegten und dem Bauherrn empfahlen. Diese Kommissionen treffen sich in regelmäßigen Abständen und besprechen in kollegialer Form alle anstehenden Fragen. Die Anwendung dieser Untersuchungs- und Behandlungsmethode auf Steinhausen und Neresheim brachte dazu eine Fülle von Anschauung. Abschließend wurden folgende Fragen gestellt: «Sind wir berechtigt, für diese Bauten das viele Geld auszugeben, lohnt sich dieser ganze technologische, technisch-konstruktive und restauratorische Aufwand? Welches Verständnis bringt die Öffentlichkeit diesen Arbeiten gegenüber auf?»

Ein Ja auf diese Fragen, so führte P. HAAG aus, läßt sich jedenfalls nicht verantworten, wenn das historische Erbe, auch in den Baudenkmalen, im Sinne von W. LEYGRAF nicht mehr ist als Ersatz für eine nicht bewältigte Gegenwart oder Zukunft, als Flucht, sondern nur, wenn uns alles geschichtlich Gewordene Hilfe ist für das Verstehen des heute Werdenden und umgekehrt. «Die Vergangenheit ist nicht die Gegenwart, aber die Gegenwart und die Zukunft leben mit von der Vergangenheit, ohne Vergangenheit stellen sie sich selbst in Frage.» In dieser Verbindung fielen die wichtigen Worte: «Der Umweltschutz, das neue Wort, kann stark mithelfen an der Erhaltung, denn wir interpretieren mit Recht unsere Umwelt nicht nur als biologisch physische, sondern auch als geistige: in unserer seelischen Umwelt brauchen wir, um nicht zu verkümmern, auch ein Steinhausen oder Neresheim ebenso wie die Peterskirche oder BRAMANTES Tempietto in Rom, ebenso wie Melk oder Dürnstein, wie St. Gallen oder Fischingen . . .» Der Vortragende fügte die Bitte hinzu, für die ganz großen Objekte der Denkmalpflege in den normalen Etats der Parlamente, bedeutende Mittel über Jahre hinweg zur Verfügung zu stellen. Er schloß mit den Worten: «Von der Aufgabe her gesehen sind wir im Heimatbund sicher noch kein

überholter Verein. Auch wir sind, wie mir scheint, für die Gesellschaft ein wichtiges Organ der Aufklärung, der Wissens- und Erlebnisübermittlung. Wir sollten gemeinsam versuchen, diese unsere Aufgabe, der Zeit angemessen neu zu fixieren, und unserer Gegenwart entsprechende neue Wege zu finden, zu unserem Teil dem anderen helfend zu dienen.»

Die Feierstunde des Sonntagvormittags leitete Staatsarchivdirektor Dr. E. GÖNNER als Vorsitzender des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine. In seinen einleitenden Worten führte er die vielseitige Anziehungskraft der Tagung auf die drei daran teilnehmenden Vereinigungen zurück. Er begrüßte Monsignore Geistl. Rat Stadtpfarrer ENDRICH, Dr. h. c. G. HAAS als Vertreter des ev. Pfarrers, Landrat Dr. STEUER, Bürgermeister KNITTEL von Bad Buchau, Landesforstpräsident RUPF, den Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat Dr. LAUBENBERGER und den Vortragenden Professor Dr. WUNDER. Er sprach ferner den Dank an die Stadtverwaltung aus, die außer einer kleinen Buchgabe die Tagungsräume zur Verfügung gestellt und den Blumenschmuck übernommen hatte. Bürgermeister KNITTEL entrichtete seinerseits den Willkommensgruß der Stadt und sprach seine Anerkennung des Heftes 1971/2 der «Schwäbischen Heimat» mit seinen Beiträgen über Bad Buchau und Umgebung aus. Landrat STEUER begrüßte namens des Landkreises, indem er seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß in einer Zeit fortschreitender Entwertung alter geschichtlicher Mittelpunkte die Wahl der drei Vereinigungen gerade auf Buchau als Tagungsort gefallen sei. Der ausgezeichnete, mit anhaltendem Beifall belohnte Festvortrag von Professor Dr. WUNDER über Reichsstädte wird in der «Schwäbischen Heimat» abgedruckt werden.

Am Nachmittag des Sonntags schlossen sich die Teilnehmer in kleineren Gruppen zu Führungen zusammen. Monsignore Geistl. Rat Stadtpfarrer ENDRICH führte in der ehemal. Damenstiftskirche Buchau, in der Pfarrkirche Kappel und in der Wuhrkapelle. Dr. RIETH geleitete durch das nach Lage, Form und Darbietung der bedeutenden Ausstellungsstücke gleichermaßen hervorragende Federseemuseum. Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER und Dr. G. HAAS erschlossen die Federseelandschaft und Oberstaatsarchivrat Dr. NATALE leitete eine Studienfahrt auf den Bussen, nach Heiligkreuztal und Riedlingen.

400. Geburtstag von Johannes Kepler

Max Caspar
Johannes Kepler
478 Seiten. 4 Abb.
Sonderausgabe. Leinen
DM 12,80

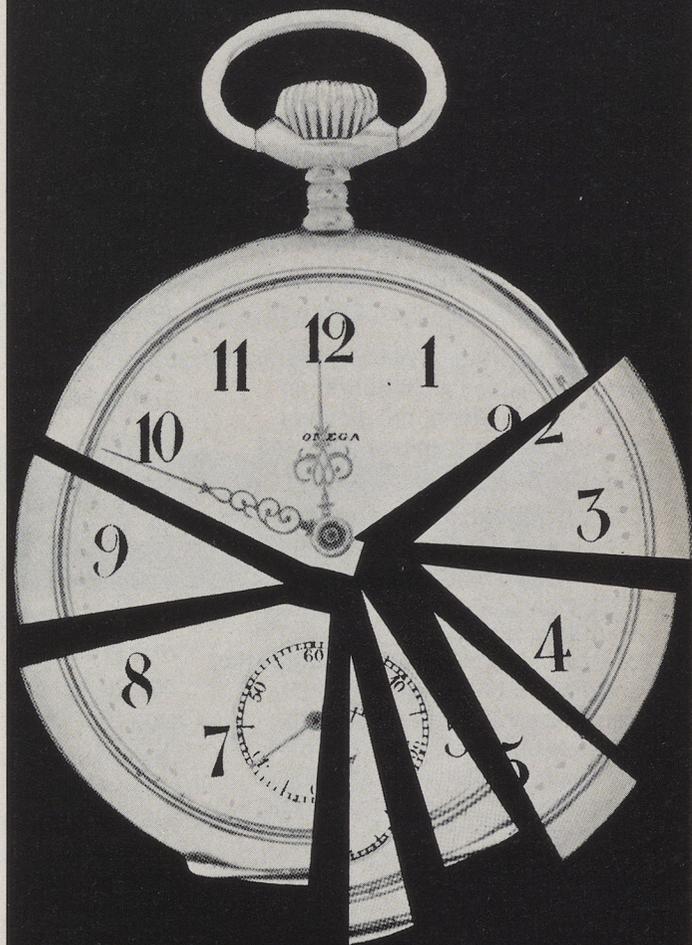
Von Johannes Kepler weiß man aus der Schule, daß er die Planetengesetze entdeckt hat. Man hat gehört, daß er seine Mutter vom Hexentod bewahrte, daß er in Glaubenskämpfe verwickelt war, daß er sich mit Horoskopstellen abgab, daß er bei Wallenstein in Diensten stand. Doch solches Einzelwissen läßt nur den ungemeinen Reichtum an Leistungen und Ereignissen ahnen, der das Leben dieses großen Mannes auszeichnet.

Das vorliegende Werk, auf Grund genauer Kenntnis des umfangreichen Quellenmaterials verfaßt, geht nicht nur dem wechselvollen, schicksalbeladenen Lebenslauf Keplers in allen seinen Einzelheiten nach.

Es stellt sich vielmehr die Aufgabe, den gewaltigen geistigen Kosmos aufzuzeigen, den sich dieses seltene und seltsame Genie durch seine exakten astronomischen, physikalischen, mathematischen Forschungen, wie auch durch seine kühnen metaphysischen und ästhetischen Spekulationen über den Weltbau geschaffen hat. Da sich Keplers Leben und Schaffen im Widerpiel zu den geistigen, religiösen und politischen Mächten seiner Zeit entfaltet hat, tritt dem Leser gleichzeitig ein eindrucksvolles Bild jener zerrissenen Epoche der deutschen Geschichte vor und während des Dreißigjährigen Krieges entgegen.

Aus Presseurteilen:
»Eine Kepler-Biographie, die einzig und unerreicht dasteht.«
Universitas

Zeit ist nicht anzuhalten aber einzuteilen – dazu brauchen Sie Kalender



Sie haben viele Möglichkeiten mit uns zusammen- zuarbeiten. Wir drucken für Sie im Buch- und Offsetdruck

Rufen Sie (0711) 61 10 11 an Emil Bandell AG Stuttgart



Verlag W. Kohlhammer
7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747

Pläne schmieden Anregungen holen Urlaubsplätze suchen

Reiseführer gibt es wie Sand am Meer.
Warum also diese neuen Bücher?

Weil sie eben **keine** Reiseführer sind. Wenigstens nicht Führer im traditionellen Sinne, mit genauer Darstellung von Weg und Steg und jeder Ruine.

Die Reihe „Deutsche Ferienzeile“ soll Ihnen helfen, innerhalb eines größeren Gebietes, das Sie sich für Ihren nächsten Urlaub ausgesucht haben, besonders schöne und lohnende Ziele zu finden. Sie erhalten Überblicke, Hinweise und Anregungen, um erst einmal Appetit zu bekommen. Sie erfahren, was Sie über Ihre künftige Ferienheimat unbedingt wissen müssen, wie es dort aussieht, wo Sie wandern, baden, Ski laufen oder einfach faulenzeln können.

Sachkundige Autoren informieren mit knappen, übersichtlich geordneten Texten, gute Fotografen durch hervorragende farbige und schwarz-weiße Bilder; sie zeigen – ohne verspielte Mätzchen – Landschaften und Orte in jeder Jahreszeit. Die straffen Texte schildern all jene Fakten, die nun einmal die Wahl eines Ferienziesles bestimmen: Ausflüge, Aussichtspunkte, Kurmöglichkeiten, Seilbahnen, Schwimmbäder, Schlösser und Burgen, Kunst und Architektur, Wintersport und Bergfahrten, Kirchen, Rathäuser, Museen, kulinarische Genüsse, Folklore, Naturschutzgebiete, Wasserwandern und Angeln usw.

Jeder dieser vierfarbig laminierten Farbbände im Format 20,5 × 23,5 cm hat 96 Seiten mit 23 farbigen und 42 schwarzweißen Fotos und kostet DM 19,80.

Folgende Bände liegen bisher vor:

Ostfriesische Inseln
von Kurt Kühnemann

Sauerland – Siegerland – Wittgenstein
von Siegfried Richter

Lüneburger Heide
von Waldemar Augustiny

Westlicher Harz
von Rolf Denecke

Bayerischer Wald
von Werner Widmann

Hochschwarzwald
von Ilse Tubbesing

Allgäu
von Erich Günther

... und so urteilt die Presse:

„... Durch eine geschickte Kombination von Wort und Bild kommt das Schöne wie das Praktische gleichermaßen zu seinem Recht. So werden diese hübsch aufgemachten, mit zahlreichen Schwarzweiß- und Farbbildern ausgestatteten Bände sowohl zu zuverlässigen Helfern für die gute Vorbereitung eines Urlaubs als auch zu wertvollen Geschenkbüchern, die Erinnerungen und Sehnsüchte wach werden lassen.“
Oberhessische Presse, Marburg



**DIENST
AM**

Versandbuchhandlung BUCH 7 Stuttgart 1 Postfach 3057

Baden-Württembergs Geschichte in Literatur und Wissenschaft

Max Miller
**Die württembergische
Geschichte**
Von der Reichsgründung
bis heute
Ca. 300 Seiten
48 Schwarzweiß-Abbil-
dungen, 8 ganzseitige
Farbtafeln. Leinen ca.
DM 38,-

Die letzten hundert Jahre der Geschichte im Raum Württemberg bzw. Baden-Württemberg in synoptischer Darstellung des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Geschehens sowie der sozialen und individuellen Leistungen. Miller stellt einen Aufriß der vorausgegangenen drei- bis viermal älteren Geschichte wegen des inneren Zusammenhangs der Darstellung voran. Denn gerade die Zeit der Umgestaltung des reinen Agrarlandes zum vorwiegenden Industrieland mit den dadurch gegebenen Auswirkungen auf die gesamte Bevölkerung und ihr kulturelles wie politisches Leben spricht die heutige Generation noch unmittelbar an. Damit gibt Miller zugleich einen Maßstab für das Einordnen der tiefgreifenden und alle Lebensbereiche umfassenden Entwicklung in den letzten hundert Jahren.

Karl Götz (Hrsg.)
**Das Hausbuch
schwäbischer Erzähler**
172 Seiten. Leinen
DM 19,80

Im Lauf der letzten hundert Jahre haben in Schwaben erstaunlich viele gute Erzähler gelebt und geschrieben, von denen man fast jeden mit Fug und Recht einen Dichter nennen kann. Karl Götz hat die erzählerischen Glanzstücke und Köstlichkeiten, die es wert sind, den Wandel der Zeit zu überdauern, mit sicherer Hand ausgewählt. Dieses vorwiegend heitere Geschichtenbuch, das etwa von Hermann Kurz bis Hermann Hesse reicht, kann auf Grund der Prominenz seiner Autoren als Fundgrube deutscher Erzählkunst gelten.



Verlag W. Kohlhammer
7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747

Bausparprämie und 30% Zusatzprämie auch für Sie?

Wieviel Sie am Bausparen profitieren können und ob Sie zur Bausparprämie auch die Zusatzprämie erhalten, erfahren Sie durch **Wüstenrot**. Wenden Sie sich an unsere örtliche Beratungsstelle oder verlangen Sie ausführliche Druckschriften vom **Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg**.

wüstenrot

Deutschlands größte Bausparkasse

URSPRINGSCHULE

Staatl. anerk. math.-nat. Gymnasium
Reifeprüfung an der Schule
Evang. Landerziehungsheim

Sprachenfolge: Englisch/Französisch (Latein)
Spanisch für Schüler aus Lateinamerika und Spanien

Anmeldungen bei der Schulleitung:
Oberstudiendirektor Pfarrer Schieck
7933 Schelklingen-Ursprung/Württemberg, Tel. 07394-261

Ihre Anzeigenaufträge nimmt entgegen:

Verlag W. Kohlhammer GmbH
— Anzeigenabteilung —

7 Stuttgart 1, Postfach 747

Telefon 0711/24 62 51/52

Telex 07 23 820

Ihren Urlaub gut vorbereiten durch :

Reisebücher

Enno Barker

Rußland – Sowjetunion

Landschaft, Geschichte, Kultur
242 Seiten. 9 Kartenskizzen und Grundrisse. Leinen DM 24,80

Oto und Lise Bihalji-Merin

Jugoslawien

Kleines Land zwischen den Welten
2., erw. Auflage. 310 Seiten. 24 Fotos.
Leinen DM 24,80

Kasimir Edschmid

Italien

Landschaft, Geschichte, Kultur
Das „klassische“ Italien-Reisebuch!
982 Seiten. Sonderausgabe.
Leinen DM 26,80

Herbert Gottschalk

Ungarn

Landschaft, Geschichte, Kultur
256 Seiten. 16 Seiten Abbildungen.
Leinen DM 25,-

Jan Svoboda

Tschechoslowakei

Landschaft, Geschichte, Kultur
196 Seiten. 22 Fotos, 1 Karte.
Leinen DM 19,80

Josef Theisen

Frankreich

Landschaft, Geschichte, Kultur
2., durchgesehene Auflage. 405 Seiten.
16 Fotos, 2 Karten. Leinen DM 24,80

Kohlhammer Kunst- und Reiseführer

Josef Maximilian Wiesel

Rom

5., erweiterte Auflage. 354 Seiten.
Fünffarbiger Stadtplan. 12 Kunstdrucktafeln.
Flexibler Balacron-Einband
DM 22,80

Günter Wachmeier

Prag

2., durchgesehene und ergänzte Auflage.
400 Seiten. 12 Kunstdrucktafeln,
2 mehrfarbige Stadtpläne; 4 einfarbige
Kartenausschnitte, 51 Grundrisse und
Zeichnungen, 3 Stiche, 1 Verkehrszeichentafel.
Flexibler Balacron-Einband DM 22,80

J. M. Wiesel – R. Speich

Athen

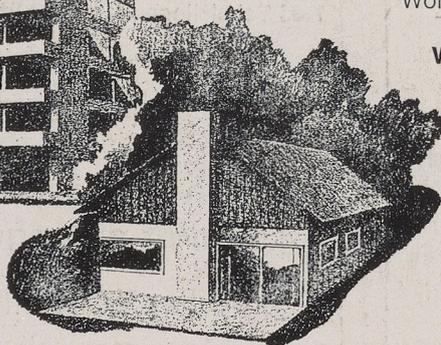
Attika und die argosaronischen Inseln
248 Seiten. 8 Seiten Kunstdruck,
4 Seiten Karten. Flexibler Balacron-Einband
DM 22,80



Verlag W. Kohlhammer

7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747

Wir bauen jedes Jahr eine Großstadt



Je mehr gebaut wird, desto schneller kann der Wohnungs-Misere abgeholfen werden. Deshalb finanzieren wir Bauvorhaben, wo immer es geht. Mit Geld und Initiative – durch Sparkassenhypothenken und Darlehen unserer Bausparkassen. Geld aus einer Hand: von den Sparkassen und öffentlichen Bausparkassen, die eng zusammenarbeiten. 1970 haben wir allein für den Wohnungsbau mehr als 10 Milliarden DM ausgezahlt. Seit

Kriegsende wurde **fast die Hälfte aller neuen Wohnungen im Bundesgebiet und in West-Berlin von uns mitfinanziert.** Für Junggesellen und kinderreiche Familien, für Rentner und für die Erwachsenen von morgen; Villen und Wohnblocks; Eigenheime im Grünen und Etagenwohnungen in der Stadt. Aber auch Altersheime und Kindergärten, Schulen und Arbeitsplätze, Krankenhäuser und Geschäftshäuser.

Eben jedes Jahr eine Großstadt.

Wenn's um Geld geht... **SPARKASSE**

